THOMAS MALORNY

NOVELLEN

Novellen

Thomas Malorny Novellen

1992 – 2000

Meiner Mutter

© 2011 Thomas Malorny
Alle Rechte vorbehalten

Der letzte Abend
9

In Liebe
17

Der Tod und das Mädchen
27

Kurzes Glück?
31

Claude
35

Eine Reise nach Reims
43

Am Ende eines Lebens
55

Brief eines Soldaten
61

Eine Seereise
77

Die Tigerfalle
85

Ich verließ den Festsaal kurz nach elf Uhr in der Nacht. Der Lärm der durcheinander redenden Menschen, die Behaglichkeit einzuflößen versuchende Musik, der Rauch der zahllosen Pfeifen, das ausgelassene Tanzen ließen in mir ein Gefühl des Unwohlseins aufkommen und ich versuchte, durch Flucht meiner Stimmung Herr zu werden.

Die Nachtluft war sehr kalt, der Himmel sternenklar und ein leichter, aber beständiger Wind, der sich wie Feengeflüster mühelos durch die schweren, mit Schnee bedeckten Äste den Weg bahnte, versprachen einen den ganzen Körper erfrischenden Spaziergang. Es hatte die Tage vor Sylvester heftig geschneit und die ganze Landschaft war in ein tiefes und kaltes, bläulich schimmerndes Weiß getaucht. Die Schlitten hatten es trotz ihrer Kufen immer wieder schwer, durch den ständig mit Neuschnee überwehten Weg zu dem Anwesen zu gelangen.

Aber nun waren sie alle gekommen und warteten mit Spannung auf die Ereignisse, die ihnen versprochen waren. Nicht nur den Beginn eines neuen Jahres wollten sie miteinander feiern, sondern auch den Beginn eines gemeinsamen Lebens zweier sich liebender Menschen.

Mein Freund hatte die fixe Idee, just in dem Moment sein Jawort zu geben, wenn der Kalender vom 31. Dezember auf den 1. Januar hinüberspringt. Wollte er sich vor der Angst vieler Ehemänner, den eigenen Hochzeitstag zu vergessen, nur dadurch bewahren, daß er ihn auf einen Tag legt, an dem man ohnehin jedes Jahr feiert, oder wollte er

sich gar nicht auf einen bestimmten Tag festlegen lassen und für den Fall, daß er den 31. Dezember verpasse, immer noch auf den 1. Januar ausweichen könne?

Diese Frage mag zwar viele Gäste beschäftigt haben, aber mein Freund hatte sich für diesen Abend noch eine besondere Überraschung ausgedacht: Keiner außer ihm und dem anwesenden Mann Gottes wußte, wer die Braut sein würde. Es war keineswegs einfach: Denn mein Freund hatte es seinen Gästen nicht leicht machen wollen und lud zu dieser Feier mehr als zwei Dutzend junger Damen ein, eine schöner als die andere, und jeder hätte man es gegönnt, ›Königin der Nacht‹ zu werden.

So war es denn auch ein besonderes Schauspiel, als am frühen Abend die geladenen Gäste vor dem Anwesen vorfuhren. Jeder Neuankömmling, vor allem die jungen Damen, wurde einer strengen Musterung unterzogen und man versuchte, bei der Begrüßung der jungen Damen durch den Hausherrn diesem in die Augen blicken zu können, um vielleicht jenes geheimnisvolle Blitzen, das die besondere Zuneigung zu dem jungen Geschöpf verraten würde, erhaschen zu können. Mein Freund war aber zu sehr Schauspieler, als daß er sich den Spaß verderben ließ, bevor er überhaupt begonnen hatte. So kam es dann auch, daß zu Beginn eines Tanzes mein Freund immer eine andere junge Dame aufforderte und für kurze Zeit Getuschel einsetzte, so daß die Musik es schwer hatte, sich durchzusetzen. Die, die am lautesten getuschelt hatten, ermahnten die anderen immer wieder zu schweigen, nachdem sie zuvor ihre eigene Erregung kundgetan hatten.

Man beobachtete genau und stellte fest, daß der Bräutigam mit jeder der jungen Damen einmal getanzt hatte. Nachdem er folglich keine bevorzugte oder vernachlässigte, überlegte man, ob sich in der Reihenfolge eine Sympathie

für die eine oder andere Dame herausstellen würde. Während die einen meinten, das Beste hebe man sich bis zuletzt auf und man könne doch erst richtig tanzen, wenn die Knochen wieder warm seien, meinten andere, daß ein Kavalier seine Herzallerliebste nicht bis zum Ende warten läßt und dann, von dem vielen Tanzen entkräftet, wie eine Marionette herumstolzieren würde, und somit die erste der jungen Damen die Auserwählte sein muß. Wiederum andere meinten, daß der Hausherr doch nicht so einfältig sei, es seinen Gästen leicht zu machen: Vielmehr sei die Braut unter den verbliebenen zu suchen.

So verbrachten die Gäste den fröhlichen Abend. Aber ich hielt mich nicht an dem geschwätzigen Volk, sondern tat es meinem Freunde gleich und tanzte mit jeder der jungen Damen. Sie waren alle zauberhafte Geschöpfe, und hätte ich mich für eine als die Dame meines Herzens entscheiden müssen, ich wäre wahrlich nicht zu beneiden gewesen. Aber ich hatte nunmal nicht diese Qual der Wahl. Ich zog es deshalb vor, mich ein wenig an der Winterluft zu erfrischen und tauchte in die Kühle der Nacht hinab. Während ich ziellos durch den Schnee umherstreifte, huschte eine Gestalt, von den Ställen herkommend, auf mich zu.

»Was suchst du hier draußen?« herrschte sie mich an. »Werde ich denn schon gesucht?« Jetzt erst erkannte ich ihn: Es war mein Freund, in dicke Pelze gehüllt, als wollte er sich auf Reisen begeben.

»Das nicht gerade …« erwiderte ich, doch etwas erschrokken, ihn hier draußen zu finden. Ohne mich weitersprechen zu lassen, fuhr er fort:

»Ich wollte kurz nach dem Fohlen sehen; es friert so erbärmlich.« Er drängte schon wieder, in die Ställe zurückzugehen, ich aber hielt ihn am Arm fest.

»Freund!« fauchte ich ihn an und blickte ihm in die Augen, als wollte ich ihm das schlechte Gewissen nehmen, »in weniger als einer halben Stunde willst du heiraten, hast Gesellschaft geladen und rennst draußen wegen eines Fohlens herum?«

»Freund!« entgegnete er mir und hielt mich mit beiden ausgestreckten Armen an meinen Oberarmen fest. Eine lange Atempause folgte, als ob er mir etwas Wichtiges zu sagen hätte:

»Hat es nicht Zeit bis morgen? Ich werde es dir dann erklären.«

Trotz der Eile, die in seinem Gesicht geschrieben stand, setzte er diese Worte mit einer Ruhe, daß man glauben konnte, sie wären in der Kälte zu Eis geworden. Ich wußte nicht, ob er eine Antwort von mir erwartete. Ich drehte mich daher um und wollte zurückgehen, als ich nach den ersten Schritten innehielt. Er stand noch immer da, mir nachblickend.

»Wer ist die junge Dame mit der Rosenbrosche?« fragte ich ihn. Ohne seinen Gesichtsausdruck zu ändern, erwiderte er:

»Mademoiselle Juliette, die Tochter des Advokaten.«

»Wie kommt der alte Advokat an eine so zauberhafte Tochter? Er ist doch schon lange in Ehren ergraut?« blickte ich ihn verwundert an.

»Der, den du meinst, ist vor vier Wochen vom Pferd gefallen und hat sich das Genick gebrochen. Der alte Teufel! An das Gesetz der Schwerkraft hat er wohl nicht mehr gedacht.«

Dabei lächelte er ein wenig, soweit es die Kälte zuließ. Trotz des Respekts, den er dem Advokaten entgegengebracht hatte, hielt er nicht viel von diesem Volk der Winkeladvokaten:

»Letzte Woche kam aus Paris ein neuer Advokat, mit Kind und Kegel. Sie gefällt dir?«

Ich fand die Frage geschmacklos. Sie könnte seine Braut sein und ich würde vor ihm von ihr schwärmen. Dabei erinnere ich mich noch recht gut an diesen meinen ersten Tanz: soviel Anmut und Grazie. Kopfschüttelnd verließ ich den Ort unserer Unterhaltung und stapfte den Weg, den ich gekommen war, zurück. Ich freute mich wieder auf das Knistern des Kaminholzes, auf die Wärme, die diesem Feuer entsprang, auf den heißen Tee, der mein Inneres zum Tauen bringen würde.

Das Fest war in vollem Gange, als mitten in einem Walzer plötzlich die Musik verstummte. Irgend jemand öffnete gleichzeitig zwei gegenüberliegende Fensterflügel, so daß der kleine Windstoß, der sich in dem Saal verfing, augenblicklich alle Lichter losch. Ich blickte auf meine Taschenuhr und konnte im Flackern des Kamins die verbliebenen zehn Minuten des Jahres auf dem Zifferblatt erkennen. Wie von Geisterhand bewegt, hob sich eine Wand, die niemand zuvor als solche wahrgenommen hatte. Hinter ihr verbarg sich ein ebenso großer Saal, der in gleißendes Licht hunderter Kerzen gehüllt war: Er war in eine kleine Kapelle umgebaut worden. Die Gäste standen staunend umher. Mein Freund hatte ein wirklich gutes Gespür für theatralische Aufführungen. Eine kleine Orgel setzte leise ihr Spiel ein und aus der Menge löste sich der Mann Gottes. Mit großer Würde schritt er gemächlich den Weg bis hinauf zu dem Altar, winkte zwei Meßknaben herbei, blickte sich um und bat seine ›Schäfchen‹ näherzukommen. Leise nahmen diese ihre Plätze ein. Die Orgel verstummte. Keiner blickte sich um, zu sehen, wer denn jetzt fehlen würde. Unbeschreibliche Stille herrschte in dem Saal. Die Orgel setzte wieder ein,

der Pfarrer blickte erwartungsvoll auf die Tür am anderen Ende des Saales, und die Gäste verdrehten ihre Hälse, um nun alles sehen zu können.

Aber nichts geschah, keine Tür öffnete sich. Niemand wäre verwundert gewesen, wenn das Brautpaar plötzlich von der Decke herabgeglitten oder aus einem der mit Spiegeln verblendeten Seitenflügel herausgestiegen wäre. Aber nichts dergleichen geschah. Der Organist wiederholte zögernd das eben Gespielte und die Gäste blickten sich gegenseitig fragend an: Niemand aber, außer dem Gastgeber, fehlte.

Ich lief hinaus, ohne Weiteres anzuziehen, riß das Tor zum Stall auf, wo ich ihn vermutete. Alles war, wie sonst – nur sein Pferd war nicht an seinem Platz. Ich sah viele frische Spuren von Reitstiefeln und dann – Hufspuren, die tiefe Marken hinterließen und in Richtung des Stalltores liefen. Ich folgte ihnen bis zu dem Tor, das auf das Anwesen führte. Dort verlor ich sie, da sie in den Spuren der Kufen nicht mehr auszumachen waren. Langsam schritt ich zurück, wo mich alle mit ihren Fragen durchbohrten. Ich aber ging schweigend durch sie hindurch, nahm einen Stuhl und setzte mich, in die Flammen starrend, vor den Kamin. Mit der Zeit begriffen sie, was geschehen war. Betreten, schweigend verließen sie das Anwesen. Der letzte Schlitten verschwand gerade im Dunkel der Nacht, als die Uhr zum zwölften Male schlug und kurz darauf in der Ferne Böllerschüsse zu vernehmen waren: Das neue Jahr war in seinen Lauf getreten.

Ich ließ es mir nicht nehmen, den neuen Nachbarn am Neujahrstag ein gutes neues Jahr zu wünschen. Ich besuchte die Familie am späten Nachmittag und gab meiner Bestürzung über die Ereignisse der vergangenen Nacht Ausdruck. Sie

waren meiner Meinung, ließen aber sehr schnell von diesem Gespräch ab. Die herzliche Atmosphäre in diesem Haus machte mich zu einem gerngesehenen Gast. Besonders herzlich aber wurde meine Beziehung zu der jungen Mademoiselle Juliette, und keine drei Monate vergingen, als dann doch endlich Hochzeitsglocken läuten durften.

Zehn Jahre waren vergangen, als eines Nachmittags ein Bote vor unserem Haus hielt und meiner Frau einen Brief gab. Langsam kam sie in mein Arbeitszimmer, legte den an mich adressierten Brief auf den Schreibtisch und stellte sich in Erwartung, daß ich ihn öffnen würde, auf die andere Seite des Schreibtisches. Ich staunte: Der Brief kam von einem englischen Advokaten, aus Indien. Der Umschlag ließ keinen Zweifel über seinen Inhalt aufkommen: Das Testament meines Freundes.

Ich öffnete den Brief und neben dem Testament fiel ein weiterer Umschlag heraus, auf dem in der Handschrift meines Freundes notiert war, daß im Falle seines Ablebens dieser Brief an mich weiterzuleiten war. Ich öffnete den mir zugedachten Brief und ein Blatt Papier kam zum Vorschein, auf dem mit wenigen Worten stand:

»Lieber Freund!

Wenn Du diese Zeilen in Händen hältst, werde ich nicht mehr unter Euch sein. Du warst mein bester Freund, ja fast wie ein Bruder, und Du sollst nun auch wissen, wer meine Braut war: Mademoiselle Juliette.
Ich habe in Deinen Augen gesehen, daß Du mehr für sie empfindest, als ich je ihr zu geben vermag. Ich hoffe, sie ist glücklich geworden, glücklich mit Dir.

Lebe wohl!«

Leichtfüßig zog der Zweispänner seine Spuren in den Staub des Weges. Das stundenlange, monotone Hufschlagen hatte die Präzision eines Uhrwerkes erlangt und wirkte in der Hitze des späten Mittags einschläfernd. Nur der Unfall, als das linke hintere Rad brach, störte die Idylle einer mehrtägigen Reise in der Kutsche. Hatte ich doch dann drei Stunden lang Gelegenheit, mir die Gegend zu Fuß anzusehen. Trotz der sengenden Mittagshitze war ich dankbar für diese kleine Unterbrechung, denn das Sitzfleisch war doch arg in Mitleidenschaft gezogen worden: Die Federn der Kutsche hätten auch einer dringenden Auswechslung bedurft.

Aber worüber sollte ich mich eigentlich wirklich beschweren? Ich hatte den seltenen Genuß, die Kutsche für mich alleine zu haben: Keine versoffenen und raudierenden Tagediebe, keine eisernen und finsteren Matronen, keine quengelnden Kinder. Gefiel mir der eine Platz nicht mehr, so wechselte ich ihn einfach. Sonst waren mindestens vier, in der Regel aber sechs bis sieben Passagiere auf einer Fahrt; und bei so einem herrlichen Sommerwetter wäre diese Reise sonst eine reine Tortur geworden. So legte ich die Füße mal so oder so hin und hatte zum ersten Mal auf einer solchen Fahrt überhaupt Freude, nach draußen zu blicken.

Als ich so in meinem Blick nach draußen vertieft war, sprach mich urplötzlich der Kutscher durch eine Dachluke an: »He, Monseigneur! Hören Sie!«

Dieser doch leicht freche Ton machte mich ärgerlich. »Da hinten wird es ziemlich duster. Bis zu unserem Ziel

schaffen wir es heute eh nicht mehr. In einer halben Stunde erreichen wir eine kleine Herberge. Dort können Sie dann übernachten und morgen früh setzen wir unsere Reise fort.«

Mit diesen Worten schlug er die Dachluke wieder zu und verschärfte die Fahrt, als gelte es, dem schlechten Wetter davonzufahren, obgleich es sich mehr und mehr uns näherte. Ich glaubte mich zunächst zu erinnern, er habe mich fragen wollen, ob ich mit seinem Vorschlag einverstanden sei; aber das setzte er wohl voraus und entschied selbst. Die Reise wurde zusehends unangenehmer: Die Sonne verschwand hinter den ersten Ausläufern der sich nähernden, dunkelgrau und schwarzen Regenwand. Augenscheinlich kam uns die Nacht vorzeitig entgegen. Ein leichter Wind zog auf und pfiff mit finsteren Tönen durch die Kutschenwände: Aus dem späten Nachmittag wurde ein früher Abend und als die Kutsche endlich nach diesem schon fast teuflischen Ritt an der Herberge zum Stehen kam, fielen auch schon die ersten schweren Tropfen prasselnd auf das Kutschendach. Mit einem übergeworfenen leichten Mantel stürmte ich aus der Kutsche in die Herberge hinein; der Kutscher folgte mit dem Gepäck.

In der Herberge war es totenstill, niemand war zu sehen; nur leichtes Licht loderte hier und da. Ein kleines Feuer brannte im Herd in der Küche und verströmte ein wenig Wärme, nachdem das Unwetter Kälte hereingetragen hatte. Auch sonst bot die Herberge mehr ein trostloses Bild: Alles schien so, als seien vor wenigen Augenblicken hier noch Menschen, als sei Leben in jeder Ecke gewesen, und nur unsere Ankunft hätte alle verscheucht. Der Kutscher hatte sich währenddessen in den oberen Räumlichkeiten, die der Übernachtung

dienten, umgesehen und kam nur achselzuckend, fast ein wenig mißmutig zurück.

Ich rief nach jemandem, und der Boden in der Küche knarzte. Als ich den Kopf in die Tür hielt, sah ich, wie eine uralte Frau hinter dem Ofen hervorkam und sich, stützend zwischen zwei Stöcken haltend, einen Weg durch die Küche bahnen wollte. Weit kam sie nicht und die Bank vor dem Ofen fing ihren jähen Sturz auf. Stöhnend faselte sie einige Worte vor sich hin und ich mußte schon ganz nah zu ihr hin, um auch nur ein einziges Wort verstehen zu können. Der Geruch, der mir dabei entgegenströmte, hatte etwas so Vermodertes an sich, daß ich hätte glauben müssen, die Frau sei schon seit Jahren tot, wenn sie sich nicht gerade noch bewegt hätte. Als in der Ferne ein kleines Glöckchen schlug, kullerten ein paar Tränen aus ihren toten Augen, die über ihre alte, vertrocknete Haut hinuntertropften. In dem Flackern des Herdfeuers wirkten ihre Augen nun gläsern und fingen selbst an zu leuchten, was wegen ihres fast schon toten Körpers mehr als gespenstisch wirkte.

Ich ging leicht erregt wieder zurück in die Stube, als der Kutscher zu mir kam und meldete, daß sich Menschen in einer Prozession der Herberge näherten. Ich rannte zur Tür und sah, wie eine Kolonne langsamen Schrittes mit gesengtem Haupt – und allesamt schwarzgekleidet – immer näher kam. Nun war mir auch die Reaktion der alten Frau auf das Glöckchen verständlich: Es war ein Totenglöckchen gewesen.

Schweigend zog die Prozession in die Herberge ein. Alle nahmen Platz, kein Wort wurde gewechselt. Ohne daß wir störend wirkten – man hatte uns wohl gar nicht wahrgenommen – erhob sich ein Mann und sprach mit kalter Stimme, kaum daß er die Kraft verspürte, die Lippen zu öffnen, die Versammelten an: »Ich habe nun meinen Sohn zu Grabe getragen. Er hat Trauer und Schande über mich

gebracht – ihn nicht auf dem Friedhof begraben zu können. Er hat sich selbst gerichtet; hat selbst entschieden, zu gehen; er hat nicht auf den Ruf des Herrn gewartet.«

In seiner ganzen Trauer erhob sich auch sein ganzer Zorn, den er nicht haben wollte, den er nicht haben durfte: »Liegt der Sinn des Lebens im Tod, wenn das Leben keinen Sinn mehr hat? Wie kann ein junger Mensch keinen Sinn mehr in seinem Leben sehen, wenn er nicht weiß, was leben heißt, was lieben heißt, was es bedeutet, geboren zu werden und sterben zu dürfen und nicht sterben zu müssen?«

Wären dem Vater nicht die Tränen gekommen, so hätte er wohl nie aufgehört, sich mit Fragen über das Unabwendbare, das Unausweichliche zu quälen. Keiner aber unter den Anwesenden spendete ihm Trost, keiner blickte ihn an, sondern jedermanns Gesicht war zum Boden gesenkt. Aber weder Ehrfurcht noch Trauer zwangen sie dazu. In ihren Blicken war allein ein Befremden zu sehen, als ginge sie alles nichts an, als seien sie nur der Form halber anwesend. Obwohl die Anwesenheit dieser ›Gäste‹ so seltsam war, erschrak ich doch, als sich der erste plötzlich erhob und, ohne ein Wort zu sagen, den Raum verließ. Mit der Zeit verließen dann auch alle anderen die Herberge. Dem letzten stellte ich noch nach: Draußen lief jeder für sich, jeder in eine andere Richtung davon. Der inzwischen hereingebrochene Abend und der schauderhafte Niederschlag störte keinen daran. Ich war innerhalb weniger Augenblicke von oben bis unten vollkommen durchnäßt und hätte mich der Kutscher nicht wieder in die Herberge hineingezogen, so wäre ich in den herabstürzenden Fluten mit hinweggeschwemmt worden. Nachdem ich mich in einer der Herbergskammern meiner nassen Kleider entledigt und meinen Abendrock angelegt hatte, ging ich noch einmal zu dem trauernden Vater hinunter. Der Kutscher hatte mir zwar

durch einen Wink zu verstehen gegeben, ich möge es lassen, doch die Neugier quälte mich mehr, als es sich geziemt hätte, den Trauernden zu respektieren.

Der Vater hatte in der Zwischenzeit eine Abendspeise angerichtet und für zwei Personen aufgetragen. Es war kein ausgesprochen üppiges Mahl, doch für bäuerliche Verhältnisse reichlich. Ich gab ihm zu verstehen, daß der Kutscher nicht mitspeisen würde und bat ihn daher, an dessen Stelle zu treten. Nur mit Widerwillen fügte er sich meinem Wunsch und gab auch, zunächst etwas zögerlich, aber dann doch unumwunden zu, warum er ablehne: »Mit solchen Leuten wie mir verkehrt man nicht, nicht mehr!« Seine Betonung auf ›verkehrt‹ bezog ich zunächst auf mich selbst, da ich nun wahrlich nicht aus seinem Stande war. Da er sofort wieder aufstehen wollte, hielt ich ihn fest und entgegnete ihm: »Werter Herr Wirt, der Tod kennt keinen Unterschied.«

Selbst dieser Versuch schien für den verzweifelten Vater kein Trost zu sein. Man spürte, daß es ihm weniger darum ging, wo sein Sohn begraben sein würde, als vielmehr, wie es dazu gekommen sein mußte. Ich wußte nicht, ob ich ihn nach der Geschichte fragen sollte, weil es für ihn sichtlich eine Qual bedeuten würde. Aber er ließ mir keine Zeit, mir Gedanken zu machen, denn er begann zu erzählen:

»Mein Sohn war seit dem Tod seiner Mutter, meiner geliebten Frau, vor fünf Jahren mein ganzer Stolz geworden. Er war ein kräftiger, gutgewachsener und immer fröhlicher Mensch. Es gab keinen Augenblick, in dem ich ihn einmal mißmutig, unfreundlich oder gar verärgert erlebt hätte. Er hatte nach dem Tod meiner Frau angefangen, dafür zu sorgen, daß immer genügend zu Essen für die Gäste und uns in der Herberge dagewesen war. Dazu fuhr er dann regel-

mäßig auf den Markt, handelte mit den fahrenden Händlern und ging auch in die Wälder, um Beeren und Pilze zu sammeln. Mein Wunsch war es, wie es der Wunsch vieler Väter sein würde, eines Tages, wenn ich mich zur Ruhe setzte, daß er die Herberge fortführen würde.

Eines Tages, am frühen Abend, erwartete ich ihn ungeduldig vom Markt zurück; das Haus war voller Gäste. Die Nacht brach herein, aber er kam nicht zurück. Am nächsten Morgen lief ich, hier alles liegen und stehen lassend, in die Richtung der Stadt, aus der ich ihn erwartete. Seelenruhig und unbekümmert kam er mir entgegen und war sehr verwundert, mich hier auf der Straße anzutreffen. Ich machte ihm haltlos Vorwürfe, Verbote und Beschimpfungen und bemerkte nicht, daß es ihn gar nicht störte. Gleiches wiederholte sich noch zweimal und da er sich im übrigen nicht änderte, ließ ich ihn, zwar ungern, aber in Gedanken an meine eigene Jugend, gewähren. Er sprach sehr viel davon, wie schön die Nächte im Freien seien, am Lagerfeuer sitzend und den Lauten der Nacht lauschend. Als wir eines Abends keine Gäste hatten, fragte ich ihn, ob er mich einmal zu dem Ort mitnehmen würde. Ein wenig zögernd stimmte er zu. Nachdem wir etwa eine Stunde gegangen waren, hörte ich in der Ferne den Gesang einer Schalmei. Die Melodie war so ungewöhnlich, daß ich fasziniert war, ihren Spieler kennenzulernen: Es war – wider meinem Erwarten – eine junge Schäferin, und sie war es auch, wohin mein Sohn strebte. Wie einem Schlafenden öffneten sich mir die Augen, und im Inneren zufrieden, machte ich im gleichen Moment kehrt, um nicht das Glück dieses Augenblicks durch meine Anwesenheit zu zerstören. Mein Sohn dankte mir diese Entscheidung mit einem wohlwollenden Blick. Mit Freude in den Augen und mit Freude im Herzen kehrte ich heim, hoffend, bald endlich wieder eine junge Frau im Hause zu haben.«

Den letzten Satz sprach er mit Bedacht, weil er beobachtete, wie sich meine Blicke von ihm abwendeten und in die Küche richteten. Leise flüsterte er weiter, fast so, daß ich es kaum verstand: »Die alte Frau in der Küche ist die Großmutter meiner Frau, keiner weiß so recht, wie alt sie ist. Ich habe es nie übers Herz gebracht, sie zu verjagen. Denn sie macht auf die Gäste schon immer so einen merkwürdigen Eindruck. Und sterben tut sie auch nicht! Sie verschwindet immer hinter dem Ofen, wenn Gäste kommen.« Ich tat so, als würde ich seine Einstellung akzeptieren, obgleich ich mir das Leid der alten Frau kaum vorzustellen wagte. Wie arg muß das Gefühl sein, sterben zu wollen, aber nicht gerufen zu werden?

Der Vater setzte fort: »So ging das einige Tage. Mein Sohn fing an, seinen Aufgaben nicht mehr mit dem nötigen Ernst entgegenzutreten. Ich hatte mich in der Zwischenzeit bei der Nahrungsbesorgung so auf seine Fähigkeiten und sein Pflichtgefühl verlassen, daß die ersten Beschwerden von Gästen mich aus heiterem Himmel trafen. Als er eines Abends wieder weggehen wollte, stellte ich ihn zur Rede. Ausweichend und sehr zurückhaltend versuchte er mir klarzumachen, daß der Beruf, den er sich vorstellte, mit dem eines Wirtes nichts zu tun hätte. Er sei vielmehr geschaffen für das Leben unter freiem Himmel in der Natur und nicht hinter der Schenke mit ewig nörgelnden Gästen. Diese Äußerung versetzte mich in eine derartige Rage, daß ich ihm eine schallende Ohrfeige gab. Er rannte wie ein wilder Stier aus der Herberge hinaus. Nachdem er auch nach Stunden nicht wieder zurückgekehrt war, machte ich mich auf den Weg zu dem Ort, wo ich ihn mit der Schäferin vermutete; war sie es doch schließlich, die ihm solche Flausen, wenn nicht sogar absichtlich, doch wohl um die Folgen wissend, in den Kopf gesetzt hatte. Als ich an der Stelle

ankam, konnte ich nur noch die ausgebrannte Feuerstelle finden: Von Schafen und Schäferin keine Spur. Da es inzwischen dunkel geworden war, konnte ich in näherer Ferne Feuer sehen. Es war ein viel größeres Feuer, als es die Schäferin üblicherweise wohl entfachte. Auch konnte ich viele Menschen sehen, die einen unangenehmen Lärm von sich gaben. Ich ging vorsichtig in diese Richtung und verblieb im Schutze der Dunkelheit. Als ich in der Nähe des Feuers war, sah ich, daß sich dort eine Truppe von Gauklern, Taschenspielern, fliegenden Händlern und anderem Gesindel niedergelassen hatte. An ihrem Feuer saß auch die Schäferin und spielte für alle auf ihrer Schalmei. Einige der Fremden tanzten um das Feuer herum. Nach und nach aber fielen sie erschöpft zu Boden, bis schließlich nur noch ein einziger tanzte. Dieser tanzte und tanzte und kreiste um sich, um das Feuer, um die Schäferin, geriet immer mehr in Ekstase und starrte sie dabei mit durchbohrenden und fordernden Blicken an. Seine im Feuer glutrot brennenden Augen ließen ihn mehr und mehr zu einem feuerspeienden Drachen werden, der die geopferte Jungfrau zum Tanz des Todes aufforderte. Im Augenblick seiner höchsten Leidenschaft stürzte er sich auf die Schäferin und verzauberte sie. In diesem Augenblick stürzte mein Sohn aus dem Unterholz davon. Nur wenige Schritte von mir entfernt, hatte auch er unbemerkt das Schauspiel verfolgt und war in seinen Bann gezogen worden.

Am nächsten Morgen – er hatte auch meine Abwesenheit bei seiner nächtlichen Ankunft nicht gemerkt – saß er tiefversunken am Tisch, völlig übernächtigt und verlottert. Er wunderte sich ein wenig, kaum daß er mich überhaupt erkennen konnte, nicht beschimpft zu werden. Mir schien es aber wichtiger zu sein, ihn in Ruhe zu lassen und die nächtlichen Ereignisse zu vergessen; waren sie auch ein

wenig das Ergebnis der eigenen Phantasie, der Vorstellungen über das Leben anderer Menschen. Ohne ein Wort stand er auf und ging vor die Tür: Das Blöken einer vorbeiziehenden Schafherde hatte ihn aus seinen Tagträumen gerissen. Ich folgte ihm und konnte sie sehen, seine Schäferin. Ohne einen Blick auf ihn zu richten, trieb sie ihre Herde an der Herberge vorbei. Ich legte väterlich meine Hand auf die Schulter meines Sohnes. Wir blickten ihr nach, bis sie hinter einem Hügel aus unserer Sicht verschwand; und dann verschwand auch er im Schuppen, um Holz zu hacken. Ich sagte ihm, daß ich heute auf den Markt ginge, und er nur das Holz zu hacken hätte. Er nickte und arbeitete weiter. Als ich nach einigen Stunden zurück war, herrschte überall Stille. Ich rief überall nach meinem Sohn, fand ihn aber nirgendwo. Ein kleiner Windhauch öffnete leicht das Tor zur Scheune, als ich suchend im Hof umherstand. Ein Sonnenstrahl traf das tote Antlitz meines Sohnes und warf einen langen Schatten: Er hatte sich aufgehängt, mit einem Seil, an einem ...«

Wieder schossen dem Vater die Tränen in die Augen. Er entschuldigte sich und stand auf. Bei seinen letzten Worten blieb mir der Bissen im Halse stecken, so daß ich zu husten begann; einen eilig getrunkenen Wein verschüttete ich fast. Ich verließ hastig den Tisch, wollte dem Wirt eine gute Nacht wünschen, ließ aber davon ab: Wie sollte er sie je wieder haben. So verschwand ich in meiner Kammer.

Böse Träume verfolgten mich die ganze Nacht. Ich war trotz der mir recht kurz erscheinenden Nacht froh, als mich am sehr frühen Morgen der Kutscher aus dem Bett riß. Er hatte sehr gut geschlafen, zumindest machte er einen solchen Eindruck. Ich dagegen muß wie ein Gespenst ausgesehen haben, als er mir ins Gesicht sah. Ich fühlte mich jedenfalls

wie eines. Seinen Vorschlag, erst in Ruhe zu frühstücken, lehnte ich, schon in meine Beinkleider schlüpfend, kategorisch ab. Als er ein wenig zögerte, machte ich ihn darauf aufmerksam, daß wir unser Ziel eigentlich schon gestern abend erreichen sollten. Ich ließ etwas Geld auf dem Nachttisch liegen und stürzte zusammen mit dem Kutscher, der meine Eile nicht verstehen konnte, aus der Herberge. Ich hatte mit einem Mal das dringende Bedürfnis, mich so schnell und so weit wie möglich von der Herberge zu entfernen. Im Unterbewußtsein überfiel mich immer dann auch noch das Bild der uralten Frau, wie sie, mehr ein Schatten ihrer selbst, durch die Herberge wandeln würde.

In kürzester Zeit, nachdem ich den Kutscher immer und immer wieder zur Eile angetrieben hatte, erreichten wir die nächstgrößere Stadt, unser Ziel. Als ich dann endlich in dem Haus meines Freundes eintraf, erzählte ich ihm von den Vorgängen um die Herberge in der vergangenen Nacht. Ungläubig verfolgte mein Gastgeber meine Erzählungen. Schließlich zog sogar ein sanftes Lächeln in seinem Gesicht auf. Ich wurde ärgerlich, worauf er zu mir sagte: »Mein Wertester, Sie sind nicht der erste, von dem ich diese Geschichte höre: die uralte Greisin, die Prozession, der Wirt, die Gaukler. Die Herberge, von der Sie erzählen, ist schon mehr als zwanzig Jahre unbewohnt und ziemlich verfallen. Es hätte Ihnen auffallen müssen. Vor allem aber diese Geschichte von der Liebe zwischen dem Sohn und der Schäferin: mehr als unglaubwürdig!« An seinem Portwein nippend, ließ er sich in einem schweren Sessel nieder und amüsierte sich noch den ganzen Tag vortrefflich.

Ist Mord das schwerste Verbrechen? Er ist eine niemals wieder gutzumachende Schuld und in seiner Grausamkeit ein Zeugnis dafür, daß zwischen Mensch und Tier kein Unterschied besteht.

Am Abend des 12. Dezember kehrte ich von einer sechsmonatigen archäologischen Expedition aus Luxor zurück, die ich im Auftrag der Universität geleitet hatte. Mein Reisegepäck war fälschlicherweise auf jenes Schiff verladen worden, das die diversen Exponate der Ausgrabungen transportieren und frühestens eine Woche nach meiner Ankunft ankommen sollte. So kam ich, mit nichts anderem, als was ich am Leibe trug, nach Hause zurück.

Als die Kutsche in die Straße einbog, in der sich meine Wohnung befand, herrschte dort ein lebhaftes Treiben, was für die Straße im allgemeinen und für diese späte Stunde im besonderen ungewöhnlich war. Lediglich das kleine Bistro am Ende der Straße zog die Leute gelegentlich an. Beim Näherkommen mußte ich zu meinem Entsetzen feststellen, daß dieser Menschenauflauf direkt vor dem Haus meiner Wohnung stattfand und das Ereignis, das die Menschen hier zusammenlaufen ließ, nichts Angenehmes zu versprechen schien: Die anwesenden Gendarmen mußten die kreischenden oder auch nur leise wimmernden ›Frauenzimmer‹ beruhigen und die aufgebrachten Männer zur Ordnung rufen.

Aber noch immer war der Grund des Aufruhrs nicht zu erkennen. Ich stieg in der Nähe des Tumults aus der Kutsche

und ging in die Richtung meiner Haustür. Kaum war ich aber auch nur in die Nähe des Menschenhaufens geraten, als die Masse sich gierig auf mich stürzte und mich sogartig in die Mitte des Strudels zog. Das Geschrei wurde immer lauter und lauter, und als ich die Mitte des Strudels erreicht hatte, offenbarte sich mir das ganze Grauen: Von Gendarmen schützend umringt, in einer Blutlache liegend, entsetzlich zerstückelt und verstümmelt, lag eine junge Frau, vielleicht zwanzig Jahre jung, aber wie will ich das bei diesem Anblick sagen, auf der Straße, als ein Gendarm ein weißes Leinen über die Tote warf und dieses gierig das Blut aufnahm. Schemenhaft erhoben sich die Konturen eines Menschen, und wie das Blut das Leinen nährte, wuchs auch wieder das Entsetzen in der Menschenmenge.

Mit einem Mal spürte ich, der noch immer gebannt auf das blutdurchtränkte Leinen starrte, wie alle Augen mich suchten und an mir festhingen. Glaubten sie etwa, der Täter kehre an den Ort des Verbrechens zurück? Auch die Gendarmen schienen diese plötzliche Stille zu deuten und versuchten mich mit aller Macht vor der aufgebrachten Menge in Sicherheit zu bringen.

Erst später erfuhr ich auf der Gendarmerie, daß innerhalb eines Monats sechs Morde in dieser Straße geschahen, die Opfer immer junge Frauen waren, und der Täter mit unbeschreiblicher Grausamkeit vorgegangen sei.

In den folgenden Tagen wurde es wieder ruhiger in der Straße. Aber noch immer lag der Hauch des Todes in der Luft und jeder begegnete dem anderen mit Argwohn. Das Blut an den Tatorten war nur sehr spärlich weggewaschen worden, und man ging an diesen Orten mit Unbehagen vorbei.

Ohne daß ich dem Umstand zunächst eine besondere Bedeutung zumaß, beobachtete ich, daß bei Einbruch der Dunkelheit, mit gewisser Regelmäßigkeit, ein mir unbekannter Mann auftauchte. Völlig ziellos durchstreifte er die Straße, blickte verstohlen da- und dorthin, verschwand wieder für einige Zeit und kam auch, dann und wann, aus dem Bistro heraus. Ich konnte nicht glauben, daß ein Mann so naiv sein könnte, junge Frauen bestialisch zu töten, und dann über längere Zeit und in dieser Art und Weise durch die Straße zu ›spazieren‹, ohne aufzufallen. Ich hielt es daher für meine Pflicht, dies bei der Gendarmerie anzuzeigen, obgleich mir bewußt war, daß dies, wenn es den Falschen treffen würde, schwerwiegende Konsequenzen für mich haben würde. Diesbezüglich beruhigte man mich aber; der Unbekannte sei einer von ihnen. Mit diesen Worten ließ es sich nun leichter und sicherer leben.

In der Nacht vom 19. auf den 20. Dezember, vielleicht gegen ein Uhr morgens, durchschnitt ein heller Schrei die Stille der Nacht. Zunächst an einen Traum glaubend, wachte ich auf. Doch schon kurze Zeit später fuhr ein erneuter Aufschrei mir durch Mark und Bein. Ich rannte zum Fenster und blickte auf die Straße hinunter: Eine Gestalt schlug und dolchte auf eine junge Frau ein, die, sich immer weniger wehrend, blutüberströmt zu Boden sank. Aber der Mörder ließ nicht von der Sterbenden ab und stach wie ein Besessener immer weiter auf sie ein. Starr vor Entsetzen brachte ich keinen Laut aus mir heraus und war auch wie versteinert unfähig, mich zu bewegen. Plötzlich waren schnelle Stiefelschritte des aus dem Dunkeln hervorstürzenden Gendarmen zu hören. Sofort verschwand der Mörder im Dunkel der Nacht. Inzwischen waren in mehreren Wohnungen auch die Lichter angegangen. Der Gendarm hatte

den Ort des Verbrechens erreicht und versuchte kniend festzustellen, ob noch Leben in dem Leib war. Er bemerkte nicht, wie eine wütend tobende Menschenhorde, bewaffnet für diesen Augenblick mit Äxten, Degen und Dolchen, sich um ihn herum geschart hatte – und er – mit blutigen Händen unter ihnen – und keiner kannte ihn. Ich war wie gelähmt vor Entsetzen, konnte keinen Laut bilden, diesen Irrtum zu verhindern – als sie auf ihn einschlugen.

Als endlich ein Aufschrei meinen Körper verließ, ging dieser jämmerlich im Geheule der Meute unter. Kaum eine Minute war vergangen, daß die vermeintliche Rache ihren Lauf genommen und diese blutrünstige Meute ihr Werk vollbracht hatte: Einen Haufen Fleisch, Knochen und Blut ließ sie zurück – in ihrem Wahn.

Es versprach, eine laue Nacht zu werden, an diesem wunderbaren Spätsommernachmittag. Daß bereits das erste Laub die Straßen bedeckte, schien niemanden zu stören. Jedermann streckte den Hals lang, hielt den Kopf erhoben und sog die Luft, die in den Straßen lag, in langen Zügen ein. Ständig wechselnde Düfte und Aromen durchzogen die Luft. Duftete es einmal nach süßem Wein, so ein andermal nach deftigem Bier, Backwaren wechselten mit Obst und Gemüse. Unterstrichen wurde dieses ›Schauspiel‹ von einer ständigen Woge, einer Seebrise gleich, von der Seine heraufziehend. Blieb man einen Moment stehen und hatte das Glück, in eine dieser Brisen seine Nase stecken zu können, und schloß man die Augen, so glaubte man sich für einen Augenblick in ein provenzalisches Fischerdorf versetzt, spürte die rauhen Wogen des Meeres, seinen einzigartigen Duft von Salz, Algen und Seetang.

Mehr getrieben, als mit festem Ziel marschierend, durchstreifte ich die Straßen der Stadt. Ich ging die Rue St. Clément entlang, die direkt am Seine-Ufer endete und sich dort über eine kleine Holzbrücke, die auf die Ile de la Cité führte, fortsetzte. Dies war mein Weg.

Kurz vor Ende der Straße bemerkte ich einen alten Mann, auf dem Trottoir sitzend, an der Hauswand angelehnt. ›Wieder einer dieser Bettler!‹ dachte ich, täuschte mich aber. Beim Näherkommen stellte ich fest, daß er Lose verkaufte. Ich blieb vor ihm stehen. Neben ihm lag ein kleines Schild,

auf dem in fast unleserlicher Schrift geschrieben stand, man möge ihm das Geld nur passend geben.

»Monseigneur, kaufen Sie ein Los«, winselte er mich an, »nur einen Sous.«

›Was soll ich mit einem Los?‹ dachte ich mir. Jetzt erst fiel mir auf, daß der alte Mann mich beim Sprechen nicht ansah, sondern weiterhin ins Leere starrte: Er war blind. Ich empfand Mitleid, nahm einen halben Sous aus meiner Börse, warf ihn in die kupferne Schale, die vor ihm stand und wollte weitergehen.

Wie das Beil der Guillotine fuhr sein Stock hernieder und es hätte nicht viel gefehlt, ich wäre getroffen worden.

»Monseigneur«, sprach er, ohne seine Stimme zu erheben, »ein halber Sous ist zu wenig.« Woher wußte er? Beschämt aber von meiner Art griff ich ein zweites Mal in meine Börse und gab ihm ein Fünf-Sous-Stück. Ich beschloß, nun endlich weiterzugehen.

»Monseigneur«, sprach er mich wiederum an, »haben Sie vielen Dank für den halben Sous. Aber vergessen Sie nicht Ihre fünf Lose!« Er hatte es wieder bemerkt.

»Ich will überhaupt keine Lose«, entgegnete ich ihm etwas unwirsch. Seine Miene verfinsterte sich. Er nahm seinen Stock mit drohender Gebärde, wie ein Schulmeister.

»Monseigneur, so nehmen Sie doch wenigstens ein Los«, flehte er, und sein Gesichtsausdruck verlor sofort an Strenge. Seine Augen leuchteten rot von der untergehenden Sonne, die sich in der Seine widerspiegelte. In dieser blutigen Spur durchschnitt mit viel Getöse und dickem Qualm eines dieser neuartigen Dampfschiffe die Wellen. Mit seinem Qualm, pechschwarz wie die Nacht, verdunkelte es drohend die letzten Strahlen der Sonne.

»Nur ein einziges Los; es wird nicht zu Ihrem Schaden sein«, war sein letzter Versuch.

Ich wollte ihm den Gefallen tun und langte mit einer Hand in den Kasten, der die Lose enthielt. Ziellos wanderte meine Hand umher, unschlüssig, ein Los festzuhalten. »Monseigneur, nehmen Sie irgendeines. Jedes wird Ihnen den Gewinn bringen.«

Ich zog die Hand wieder heraus. ›Was soll das für eine Lotterie sein, in der jedes Los gewinnt?‹ dachte ich mir.

»Monseigneur, lassen Sie sich Zeit, geben Sie Ihrem Glück eine echte Chance!« Er klang mit einem Mal so überzeugend, daß ich es selbst glaubte. Ich griff hinein, nahm ein Los und ging. Diesmal lächelte der alte Mann: Hatte er mich endlich dort, wo er mich haben wollte. Ich steckte das Los in meine Tasche und hatte meine Hand noch nicht wieder ganz herausgezogen, als der alte Mann mit einem Mal unwirsch mir nachrief: »Monseigneur, sehen Sie nach, was Sie gewonnen haben. Sofort!« Ich zuckte zusammen und blieb einen Moment wie angewurzelt stehen: Noch nie hatte mich ein Mensch so angeschrien.

Langsam setzte ich wieder einen Schritt nach dem anderen in Richtung der Holzbrücke. Ich beschleunigte meinen Gang und war keine fünf Schritte von der Brücke entfernt, als diese unter einem infernalen Donner zerbarst, dem in kurzer Zeit eine ohrenbetäubende Detonation folgte. Die Druckwelle riß mir alle Kleider vom Leibe und mich selbst zu Boden. Schwarzer Qualm umgab die ganze Szenerie. Dieses Ungeheuer von Dampfschiff hatte die Brücke gerammt, die herabstürzenden Hölzer durchschlugen das Schiff, brachten es zum Kentern und den Dampfkessel zur Explosion.

Welchen Gewinn ich durch das Los hatte, habe ich niemals erfahren – aber dennoch hatte ich etwas gewonnen, was man sonst nur verlieren kann: das Leben.

Er war alt geworden. In den vierzig Jahren seines Dienstes als Briefträger sah er manches Leben kommen und gehen. Aber auch an ihm war die Zeit nicht spurlos vorübergegangen. Sein schwarzes Haar fiel ihm vor allem in den letzten Jahren mehr und mehr aus und jene Haare, die ihm geblieben waren, nahmen einen silbrig-grauen Ton an. Die Haut des Gesichts welkte wie ein heruntergefallenes Blatt im Spätherbst. Seine kleine, zierliche Nase wirkte durch die alles im Gesicht bestimmenden tiefen Augenhöhlen fast verloren. In diesen schlummerten nun seine Augen, in denen jedes Feuer erloschen war; außer dem rechten: Er hatte es im Krieg 1870 verloren, als eine Granate in seiner Nähe niederging und viele in den Tod mitnahm. Obwohl er sich wegen seines verlorenen Auges abstoßend fand und jede Selbstbetrachtung vermied, wollte er keine Augenklappe tragen. Er trug seine Verstümmelung wie einen Orden; mehr war ihm auch nicht vom Kriege geblieben.

Seine Lippen waren aufgedunsen und bleich, als seien in den letzten Augenblicken keinerlei Blutstropfen durch sie hindurchgeflossen, um sie am Leben zu erhalten. Seine Körperhaltung war die eines Edelmannes gewesen: den Kopf immer gerade heraus, die Nase in der Luft, die Arme und Beine im harmonischen Schritt, leicht und elegant. Doch auch hier hinterließ die Zeit ihre Spuren und die Last seiner Arbeit tat ihr übriges. Fast lächerlich sah es nun aus, wenn er versuchte, aufrecht zu gehen. Seine Schritte wurden langsamer und kürzer und so war es nicht selten, daß man ihn schon am Schleifen seiner abgelaufenen Schuhe erkennen konnte.

Es war an einem Samstag, als er vom Dienst nach Hause zurückkehrte. Am Eingang verharrte er einen Augenblick, um Luft zu holen und sich für den kommenden schweren Aufstieg im Stiegenhaus zu rüsten. Seit vierzig Jahren nun wohnte er im siebten Stock. Er kam damals nach dem Krieg 1870 auf seinem Weg nach Paris in dieses Haus, um eine neue Arbeit zu finden. Da er nie etwas gelernt hatte, schienen die Aussichten sehr gering. Aber Frankreich hatte viele Söhne im Krieg verloren, so daß ein großer Mangel an tüchtigen Arbeitskräften bestand. Damals hatte er noch nicht daran gedacht, nicht einmal befürchtet, die vielen Jahre seines Lebens in diesem Haus im siebten Stock zu verbringen. Waren früher die vielen Stufen keine Frage der Zeit oder der Kraft, so mußte er sich nun jedesmal die Frage stellen, ob er es diesmal noch schaffen würde.

Seine Art, die Eingangspforte zu öffnen, hinterließ derartige Geräusche, daß man mit der Annahme, sie sei mindestens so alt wie Claude selbst, nicht falsch liegen konnte. Jeder Bewohner dieses Hauses wußte nun, daß ›er‹ wieder da war. Langsam und wie ein seufzendes Gespenst nahm er Stufe für Stufe. Jeder Schritt wurde durch ein anderes Knarzen der alten, verfaulten Holzbohlen begleitet. Immer, wenn Claude das Treppenhaus durchstieg, war es im ganzen Haus totenstill geworden. Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, als daß die Leute hinter den Türen ihrer Wohnungen hockten und lauschten, ob Claude bei ihnen schon vorbei gekommen war. Hörten sie ihn, durch das Knarzen der Bohlen verraten, auf ihre Tür zukommen, aber nicht weitergehen, so öffnete sich nach einiger Zeit leise die Tür einen Spalt, und ein Auge versuchte, fürchtend, Claude helfen zu müssen, etwas im Stiegenhaus zu erspähen. Erkannten sie, daß er an ihnen vorüber war, so war

deutlich Erleichterung in ihren Augen zu erkennen. Sie kannten kein Mitleid mit ihm, hatten sie doch nur Hohn und Spott für ihn übrig, war er doch bloß ein alter, halbblinder Krüppel.

Claude störte das schon lange nicht mehr, so sehr war er mit sich selbst beschäftigt. Während er so durch die Treppen stieg, erlebte er in Gedanken die früheren Jahre dieses Hauses. All die ehrbaren Leute waren ausgezogen, als das Viertel in Verruf geriet. Die, die sich keinen Umzug leisten konnten oder keine neue Unterkunft fanden, mußten notgedrungen einquartiert bleiben und waren den ständigen Bedrängungen des Gesindels, das sich mittlerweile in den leergewordenen Wohnungen eingenistet hatte, ausgesetzt. Claude blieb merkwürdigerweise davon ausgenommen. Ob es an seinem schon fast gespenstischen Auftreten lag, blieb für ihn im dunkeln. Er kannte fast niemanden mehr in diesem Haus und keiner kannte ihn so recht. Schloß er die Tür hinter sich, so war er in seiner Welt.

Der Raum, in dem sich sein Leben abspielte, war keine vier auf fünf Meter groß. In der einen Ecke, links unter dem Fenster, stand sein Bett, daneben ein Schrank, der die wenigen Habseligkeiten, die er in seinem Leben erworben hatte, beherbergte. In der Mitte des Raumes befand sich ein Tisch und ein Stuhl, der immer so plaziert war, daß Claude durch das einzige Fenster des Zimmers über die Dächer von Paris blicken konnte. In der anderen Ecke schließlich war ein Provisorium an Küche installiert. So schlicht und ärmlich alles eingerichtet war: Claude fühlte sich hier wohl, dies war seine Welt. Durch dieses Fenster betrachtete Claude die Zeit und die Welt. Für ein paar Stunden am Tag blickte auch die Sonne hindurch und beobachtete ihrerseits dieses einsame Leben.

Eines Tages aber, es war im Jahre 1885 gewesen, änderte sich die Aussicht aus dem Fenster: Ein Verrückter fing an, nur aus Stahl und Eisen und mitten in der Stadt, einen Turm zu bauen. Für ein paar Jahre blickte Claude jeden Morgen und Abend gebannt aus dem Fenster, den Fortgang der Arbeiten beobachtend. Er wohnte aber wiederum so weit von der Baustelle entfernt, daß er die Menschen nicht einmal erahnen konnte. Wie der Stachel einer Wespe schob sich der Koloß aus der ihn gebärenden Erde, dem Himmel entgegen. Claude spürte, wie gewaltig die Kraft der Menschen sein konnte, wieviel sie zusammen erreichen können, wenn sie nicht gegeneinander kämpften und zerstörten, sondern miteinander bauten und schöpften. Jeden Tag, wenn sich die Größe des Bauwerks mehr und mehr erahnen ließ, wurde Claude stärker von dem Wunsch beseelt, eines Tages an der Spitze dieses Bauwerkes zu stehen. Am Tage der Einweihung durchflog seinen Körper derartige Freude über diese Leistung, als sei der Turm allein durch seiner Hände Arbeit gewachsen.

Mit der Zeit verging aber auch die Faszination, war doch das Bauwerk nun etwas gewohntes, alltägliches und nicht mehr vom Stadtbild hinwegzudenkendes geworden. Obwohl Claude es sich fest vorgenommen und viele gute Vorsätze hatte, war es ihm bis zu diesem Tag nicht gelungen, auch nur in die Nähe des Turmes zu gelangen. Nun war er alt geworden, sah die Kräfte schwinden und jede Hoffnung war vergangen, diesen Turm jemals aus eigener Kraft besteigen zu können.

Claude stand am Fenster seines Zimmers und beobachtete den Turm, wie er in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne blutete. Seine metallische Oberfläche ließ ihn in der Abendsonne anders erscheinen als die übrigen Steinbauten. Ein ferner Gruß aus der Zukunft, ein Zeichen

des neuen Zeitalters, geprägt von neuen und größeren Dimensionen, in denen der Mensch nun zu denken dachte. Würden diese ›neuen Menschen‹ sich dabei auch an jene erinnern, deren Welt nur von vier Wänden begrenzt wird, die nichts anderes kannten und kennen würden? Claude begann zu zweifeln, sein Gehirn zu arbeiten. Gnadenlos jagten die Gedanken hin und her und immer sinnloser erschien ihm die Verherrlichung menschlicher Leistungen. Seine stärker werdende Erregung erfaßte mit einem Mal seinen ganzen Körper, bis er vor Wut mit der geballten Faust auf den Tisch schlug: Hatte sich der Mensch nun seinen eigenen Götzen geschaffen!

Seine Aufruhr wurde auf den Höhepunkt getrieben und der kleine Geist tobte wie in seinem Leben noch nie. Als die Sonne unterging, schwand auch seine Erregung. Erschrocken über seine eigene Aufruhr, setzte er sich auf die Kante seines Bettes. Langsam kehrte bei ihm der Verstand wieder ein und seine Gefühlsstürme glätteten sich wieder. Wie früher kam es ihm in den Sinn: Es mußte noch einmal etwas geschehen. Er verspürte, daß es nur noch eine einzige und letzte Chance gab, seinen großen Traum zu verwirklichen, den Turm zu besteigen: morgen. Mit diesem Gedanken schlief Claude ein.

Am nächsten Morgen, noch lange bevor die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont traten und Paris entdecken konnten, war er schon auf den Beinen. Er vernachlässigte den üblichen Gang der Dinge, wie er sie sonst jeden Sonntag zu tun pflegte. Aus seinem Schrank nahm er den einzigen Anzug hervor, den er aber, bei seinem Anblick, in anderem Zustand hineingehängt zu haben glaubte. Es fiel ihm nicht mehr ein, bei welcher Gelegenheit er ihn zum letzten Mal angehabt hätte. Nach kurzer Säuberung aber waren die

gröbsten Spuren vergangener Jahrzehnte hinweggefegt. Hätte Claude sich im Spiegel betrachten können, wäre er damit nicht vor die Türe getreten: Obwohl der Anzug keineswegs einen ordentlichen und gepflegten Menschen aus ihm gemacht hatte, er aber diesen Anschein erwecken wollte, gab er eine merkwürdige Figur ab. So aber ging Claude die Stufen hinab, über sieben Stockwerke hinweg und öffnete die Eingangspforte: Paris lag ihm zu Füßen. Nun lag es an ihm, den Weg zu finden. Es waren kaum Menschen unterwegs zu dieser Zeit. Alles lag noch in Morpheus' Armen. Er aber geisterte durch die Straßen, sein Ziel von Zeit zu Zeit vor Augen, meistens aber ratend, instinktiv die Richtung fühlend. Oft war er der Verzweiflung nahe, er könne das Bauwerk übersehen. Glaubte er sich im Kreis zu bewegen, so waren seine Schritte gradliniger auf das Ziel gerichtet, als es seine Ortskenntnis erwarten ließ. Mit der Zeit füllten sich die Straßen, Glocken läuteten und riefen zum Gebet. Er fühlte sich wie in einer fremden Stadt und starrte verwirrt die Leute an – niemand sah so aus wie in seinem Viertel. Aber auch auf ihm lasteten die Blicke der anderen und um ihnen zu entkommen, beschleunigte er seine Schritte, so gut er konnte. Mit einem Mal, völlig unerwartet, stand er vor seinem Ziel: Alles sah noch viel größer und majestätischer aus, als er es sich vorgestellt hatte. In der Freude, dem Traum so nahe zu sein, vergaß er, daß der weitaus schwierigere Teil ihm noch bevorstand. Wie viele Stufen ihn hinaufführen sollten, wußte er nicht, doch so lange sie höher hinaufführten, würde er sie nehmen. Keinerlei Verwunderung war mehr in seinem Gesicht zu erkennen. Hatte er gestern noch Mühe, in den siebten Stock zu gelangen, so nahm er sich jetzt ein Vielfaches vor, und sein fortgeschrittenes Alter und die geschwundenen Kräfte schienen hinfällig geworden zu sein, als er die ersten Stufen nahm. Kein Knarzen, son-

dern gleichmäßige, metallisch stumpfe Tritte folgten seinen Schritten. Waren seine Sinne zunächst von dem Eifer getäuscht, machten sich doch schon nach kurzer Zeit seine alten Beschwerden wieder bemerkbar. Sollte er jetzt etwa schon aufgeben? Würde er kapitulieren, wenn er den Weg nach oben sehen könnte? Aber er war schon so weit gekommen und die Einmaligkeit der Chance wollte er nicht ungenutzt lassen. So fixierte er seine Blicke auf die nächsten Stufen, hielt sich mit beiden Händen an dem Geländer fest und schob sich Stufe für Stufe höher. Er wagte es nicht, nach oben oder unten zu blicken. Als er sich den letzten Stufen nahe glaubte, wurde ihm schwarz vor Augen. Verzweifelt, wie ein kleines Kind an der Mutter hängend, umklammerte er das kalte Eisen. Er hatte seine Augen geschlossen. Nach einiger Zeit raffte er sich auf, noch immer mit verschlossenen Augen. Als er fünf weitere Stufen erklommen hatte, suchten seine blinden Füße die nächste Stufe, fanden sie aber nicht. Jede Fläche, die er blindlings ertastete, war auf einer Ebene mit der letzten Stufe gewesen. Er vermutete, endlich an seinem Ziel zu sein. Langsam und vorsichtig zog er sich an einem Pfeiler hoch. Er glaubte, sicher auf seinen Beinen stehen zu können und öffnete die Augen. Die Sonne strahlte direkt in sein Gesicht, gleißendes Licht blendete seine Augen; die Umrisse der Stadt aus der ungewohnten Perspektive ließen ihn, kraftlos taumelnd, nach vorne sinken, einen Halt suchend …

›Dringendst zu unterlassen und bei Strafe verboten‹
Das Herauslehnen aus den Fenstern – so versuchte die Eisenbahngesellschaft jene Begeisterung für das Eisenbahnfahren – dieses den Wind-um-die-Nase-wehen-lassen – zu unterbinden. Für die Reisenden in den vorderen Wägen war es bittere Notwendigkeit, die Fenster zu öffnen, und das selbst im Winter, wenn auch in geringerem Umfange; bahnte sich doch der Rauch der Dampflokomotive seinen Weg durch alle Ritzen und Winkel. Für die hinteren Wägen eröffnete sich jedoch während der Fahrt der Duft der Wiesen und Wälder, der Felder und Flüsse, und wäre da nicht das ständige Poltern der Räder unter den eigenen Füßen, so fühlte man sich auf einem Spaziergang durch die Natur.

Die meisten Menschen benutzen die Eisenbahn meist nur als Reisefahrzeug, um möglichst schnell von einem Ort zum anderen zu gelangen. Diese sitzen deshalb dann meist in der zweiten, dritten oder vierten Klasse und müssen sich auch noch, insbesondere an Markttagen, ihre Plätze mit diversen Kleintieren teilen. Ich erlaubte mir daher, in der ersten Klasse zu fahren, die, im Gegensatz zu den anderen Klassen, über geschlossene Abteile mit je vier Sitzplätzen verfügt, und die als Voraussetzung für eine innere Erwartung zumindest eine gewisse äußere Abgeschiedenheit gewährleistet. Denn ich fuhr nicht des Zieles wegen. Vielmehr reizte mich das Schauspiel, das bereits auf dem Bahnsteig beginnt, wenn die unterschiedlichsten Menschen in tumultartiger Hektik sich schieben und drücken und ihre Kinder und Tiere wie Gepäckstücke behandeln, und sich dann das

Schauspiel in der am Abteilfenster vorbeifliegenden Landschaft fortsetzt. Schließlich und endlich sind es gerade die Menschen, mit denen ich das Abteil teile: eine freigewählte Gefangenschaft auf Zeit, der sich jeder jederzeit entledigen kann.

An einem Samstag in der Frühe entschied ich mich – recht kurzfristig – mit dem Zug nach Reims zu fahren und, nach kurzem Aufenthalt, den ich zu einem Déjeuner nutzen wollte, wieder die Heimfahrt anzutreten. Wie schon erwartet und erhofft, herrschte auf dem Bahnsteig ein heftiges Treiben. In einigen kleineren Städten, durch die wir fahren würden, war Markttag. Jeder Händler war auf den Beinen, um in irgendeiner Stadt seine Waren an den Mann zu bringen. Die Abteile in der ersten Klasse waren nur sehr spärlich besetzt. Ich brauchte daher nicht lange zu suchen, bis ich ein Abteil fand, das gänzlich leer war. Als erstes öffnete ich das Fenster und steckte den Kopf hinaus. Von hier oben konnte ich besonders das bunte Durcheinander beobachten, auch wenn mir der Bahnhofsvorsteher einen bösen Blick meines Ungehorsams wegen entgegenwarf: Er wäre der Letzte, der mir meine gute Laune verderben könnte. Als der Haufen auf dem Bahnsteig kleiner und kleiner wurde, da sich nun fast alles im Inneren des Zuges befand, sprach mich von hinten eine ältere, männliche Stimme an und fragte, ob die übrigen Plätze des Abteils noch frei seien. Ich bejahte dies.

Es ist mitunter doch merkwürdig zu beobachten: Eintretende Passagiere sehen ohne Zweifel, daß man allein im Abteil ist und gleichwohl fragen sie – alles der Höflichkeit wegen!

Nach dem Herrn, dem die Stimme gehörte und der sich auf dem mir gegenüberliegenden Fensterplatz niederließ, folgte eine Dame gleichen Alters und ein junger Mann. Ich

bot der Dame meinen Platz an, den sie, von einem freundlichen Lächeln begleitet, in Besitz nahm. Der junge Mann, den ich als den Sohn seiner Eltern erkannt zu haben glaubte, nahm neben seiner Mutter Platz; ich diesem gegenüber. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Bevor man nun in eine Konversation eintritt, mustert man seine Mitreisenden: Daß sie sich eine Fahrt in der ersten Klasse leisten konnten, war mehr nur als ein Indiz für eine gehobenere Stellung im bürgerlichen Leben. Dagegen war ihre Kleidung untypisch für eine Eisenbahnfahrt; man hätte sie vielmehr auf einem Empfang oder einer sonstigen Festivität erwartet. Sollte die Fahrt aber trotz alledem diesen Zweck haben, so wäre es gebührlicher gewesen, mit der eigenen Kutsche anzureisen, und sollte die Anreise deshalb länger dauern, so den Reisetermin um einen oder zwei Tage vorzuverschieben; nicht zuletzt um sich von den unangenehmen Seiten einer Reise erholen zu können. Aber dies scheint nun in der neuen Zeit der Eisenbahnen immer seltener zu werden.

Der Herr wirkte älter, als er es in Wirklichkeit wohl war. Er schien Soldat gewesen zu sein, denn die Narbe über dem linken Auge trug die Handschrift eines Dragonersäbels. Sein eingefallenes Gesicht, die in wulstige Falten geworfene Stirn, die langen, schmalen Augen, die gebrochene Nase und sein kleiner Mund ließen kaum erahnen, wie er noch vor ein paar Jahren ausgesehen haben muß. Sein Leben wird hart und entbehrungsreich gewesen sein.

Das pure Gegenteil bildete seine Gattin. Nur mit Mühe kam sie bereits durch die Abteiltür und erst recht auf ihren Platz. Mir fiel ein Stein vom Herzen, daß ich nicht neben ihr sitzen mußte. Der leicht süßliche Geruch ihres Parfums erfüllte in kurzer Zeit das ganze Abteil, und wären nicht die

gelegentlichen Windboen, die auch mich durch das leicht geöffnete Abteilfenster erreichten, so wäre dieser Zustand mit der Zeit unerträglich geworden. Jedesmal, wenn ich mit Grauen zu dieser Dame hinüberblickte, lächelte sie mir mehr kichernd zu. Mehr als ein kleines Lächeln war aus ihrem Munde auch nicht zu erwarten, denn nur mit Mühe konnten ihre Mundwinkel die heftige Gegenwehr ihrer wahrhaft dicken Backen überwinden.

Ihr Sohn schien von all den Eigenschaften seiner Eltern nichts mitbekommen zu haben, gleichwohl sah er ihnen nicht unähnlich. Er kauerte, leicht vor sich hinträumend, in seinem Sitz. Seine wohl eher zurückhaltende Art schien sich auch auf sein Äußeres ausgewirkt zu haben. Er sah ein wenig blaß aus, als kannte er die Sonne nur vom Hörensagen. Aber ich täuschte mich doch, und an dieser Stelle sei es gesagt, der erste Blick kann trügen: Als ihm das Langweiligsein zu langweilig wurde, griff er in das Innere seiner Rocktasche und zog ein kleines Büchlein hervor. Während er las, beobachtete ich ihn, und aus seinen Gesten heraus glaubte man, das Buch mitlesen zu können. Mit einem Mal war Leben in seinem Gesicht.

»Was lest Ihr, junger Herr?« sprach ich ihn an. Ganz verstört richtete er seinen Blick auf mich, als wollte er fragen, wer wohl gemeint sei. Mit einem Kopfnicken deutete ich auf seine Lektüre.

»Balzac«, antwortete er schüchtern, und während er sich wieder in sein Buch vertiefte, murmelte er noch einmal, für sich selbst: »Balzac.«

Sein Vater warf einen Blick zu ihm, nicht ohne Stolz. Dann aber richtete sich sein Interesse wieder der Landschaft zu und voller Begeisterung rief er aus: »Schau, Liebes, wir sind in …«, als die Dampflokomotive für alle unüberhörbar

Signal gab. – ›Liebes‹ hatte er sie genannt – es paßte zu ihrem Parfum.

Nach kurzem Aufenthalt ging die Fahrt weiter. Meine Freude über diese Reise wurde aber durch meine Mitreisenden nun doch leicht getrübt. Eigentlich, so hatte ich vor, wollte ich das bunte Treiben auf den Bahnhöfen beobachten. Aber ich konnte die beiden am Fenster Sitzenden nicht jedesmal bitten, für mich aufzustehen. Nicht nur, daß es mir unangenehm gewesen wäre, sondern ein solches Verhalten war einfach von mir nicht zu erwarten. Aber auch das Wechseln in ein anderes Abteil hätte ich als unhöflich empfunden. So hoffte ich, daß wenigstens einige der noch kommenden Bahnhöfe auf der anderen Seite des Zuges liegen würden.

»Liebes«, richtet der alte Herr seine Worte an seine Gattin, »es war wirklich eine gute Idee der Gerands, die Verlobung auf den heutigen Tag zu legen.« Dabei strahlte er mit der Sonne um die Wette. Nun war ich gespannt, wie sie ihn nennen würde.

»Ja, ja, mon petit general.« Mich traf es nun doch völlig unvorbereitet – ›mein kleiner General‹ – ich war sprachlos. Wenn die beiden auf der Hochzeitsreise oder allein in diesem Abteil gewesen wären, so hätte ich ein Einsehen gehabt. Es war nicht komisch, es war schlichtweg lächerlich. Ich wünschte, ich hätte ein Buch zur Hand gehabt, nur um mich dahinter zu verstecken. Den Sohn ließ dies alles unbeeindruckt. Er war mehr als zuvor in das Buch vertieft.

»Als Lisa das letzte Mal bei uns war, sah sie da nicht bezaubernd aus, Liebes?«

»Ja, du hast recht. Vielleicht werden wir sie jetzt ja öfters sehen.«

Mich begann dieses ›Liebes‹ langsam verrückt zu machen, und jedesmal, wenn das ›mon petit general‹ ausblieb, dankte ich meinem Schöpfer. Unerwartet aber war da eine Reaktion des jungen Herrn, als der Name ›Lisa‹ fiel. Für kurze Zeit bewegten sich seine Augen, ohne daß sich auch der Kopf rührte, und er blickte aus den Augenwinkeln seinen Vater an. Ich konnte diese Reaktion beinahe nachvollziehen: Mir ging es manchmal auch so, wenn ich einen Name hörte, den ich eigentlich ›vergessen‹ hatte. Aber in seinen Augen war mehr: Ein Funkeln, das mir so unbeschreiblich war, das auch Angst einzuflößen vermochte. Ich brauchte mir aber keine weiteren Gedanken zu machen, denn ein heller Signalton verriet die Ankunft des Zuges in der nächsten Stadt.

Es stand wohl zu befürchten, daß meine Reisebegleiter auch bis Reims fahren wollten. Erste Anzeichen dafür kamen von der Dame unseres Abteils: Aus einem versteckten Winkel zog sie eine kleine Reisetasche hervor und breitete vor sich das mitgebrachte Essen aus. Da sie bemerkte, daß sie die ganze Zeit beobachtet wurde, brachte sie es nicht übers Herz, mir nichts anzubieten. Ich lehnte dankend ab, indem ich auf meinen Bauch deutete. Erst als sie ein grimmiges Gesicht aufzog und bösartig das Brot von mir wegriß, bemerkte ich die Zweideutigkeit meines Verhaltens. Um nicht den Eindruck bei ihr zu hinterlassen, ich müßte auf meine Figur achten – das hätte sie viel nötiger gehabt – sprach ich sie an: »Gnädige Frau, bitte mißverstehen Sie mich nicht. Ich habe vor nicht allzulanger Zeit ausgiebig gefrühstückt und in Reims erwartet mich ein köstliches Déjeuner.« Sie hatte es verstanden: Ihr grimmiger Blick wandelte sich wieder in pausbackenen Liebreiz. Auch ihr Gatte nahm seine Manöverhaltung zurück, als es galt, seiner Gattin Flankendek-

kung zu geben. »Sie müssen meine Gemahlin verstehen«, sagte er zu mir, »sie ist doch etwas aufgeregt. Wir fahren nämlich auch nach Reims, zu einer besonderen Familienfeier: Unser Sohn verlobt sich heute – mit der Tochter von Gerands, Lisa. – Kennen Sie die Gerands? Eine alteingesessene und wohlhabende Bankiersfamilie!«

Er lehnte sich zufrieden und selbstgefällig zurück.

»Sie kennen sie bestimmt!« ergänzte ihn seine Gattin und nahm das Gespräch auf, »die Gerands wohnen in dem weißen Palais am Place de la Concorde, mit der großen Alleeauffahrt und dem ...«

»Liebes, so laß doch damit den Herrn in Ruhe. Er kennt sie wohl doch nicht. Schade zwar!«

Mit einem Mal und völlig unerwartet mischte sich der Sohn ein: »Unser Sohn verlobt sich heute!« Allein am Unterton war zu hören, wie es gemeint war. »Sie haben es gehört, mein Herr!«

»Sind Sie gefragt worden?«

Die Mutter versuchte, das Gespräch abzuwinken. Ich aber antwortete: »Nein, weil ...«, und wieder brachte das Signal der Dampflokomotive alles zum Schweigen.

Diesmal hatte ich Glück: Der Bahnsteig lag auf meiner Seite des Abteils. Ich stand auf und verließ das Abteil. Im gleichen Moment, als ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, war leise zu hören, wie die Eltern auf ihren Sohn einredeten. Ich kümmerte mich nicht darum, sondern steckte meinen Kopf aus dem Fenster und beobachtete das bunte Treiben auf dem Bahnsteig.

Als ich mich, nachdem der Zug wieder angefahren war, in das Abteil zurücksetzte, sprach mich der junge Herr sofort an; alle Gegenwehr der Mutter nutzte nichts.

»Wir wurden gerade unterbrochen und Sie konnten Ihren Satz nicht zu Ende führen. Man hat Sie nicht gefragt, weil …?« Ich spürte an den Blicken der Eltern, daß ich etwas sagen sollte, was sie hören wollten. Auf der anderen Seite war ich natürlich dem jungen Mann Ehrlichkeit schuldig: »Man hat mich nicht gefragt, weil man mich nicht zu fragen brauchte.«

Die Eltern waren erleichtert. Sie hofften wahrscheinlich, daß ich sagen würde, ich sei mit dem Vorschlag meiner Eltern gänzlich einverstanden gewesen. Aber gefehlt: »Junger Herr, ich habe nicht geheiratet.« Die Eltern waren enttäuscht.

Aber der junge Herr ließ sich nicht abbringen: »Sind Sie vielleicht deshalb nicht verheiratet, weil Sie die Frau nicht wollten, die man für Sie ausgesucht hatte?«

Wieder spürte ich, wie die Eltern mich mit ihren Blikken anflehten, diese Frage nicht zu bejahen. Auch hier mußte ich nicht den Weg einer Lüge gehen: »Sie werden es vielleicht nicht glauben, junger Herr, aber ich habe mich für dieses Leben selbst entschieden und kein anderer Mensch hatte je die Absicht und je den Versuch gewagt, mich von diesem Vorhaben abbringen zu wollen.«

Der junge Herr schien irritiert. Für ihn gab es offensichtlich nur die Möglichkeiten, verheiratet zu sein, ob mit oder gegen seinen Willen, oder nicht verheiratet zu sein – allein gegen den Willen der Eltern. Ich glaubte bisher, dies gelte nur für unverheiratete Töchter. Also galt es offenbar grundsätzlich für denjenigen, der in der Gesellschaft aufsteigen sollte, schlicht ›eine gute Partie zu machen‹. Der Widerwille des sich Verweigernden lag meist nicht darin, daß jene ›Partie‹ eine schlechte sei, sondern vielmehr darin, daß sich die Eltern oder wer auch immer, Vorteile für sich davon versprachen, ohne auf die Belange des eigenen Kindes einzugehen, diese letztlich nur verdrängten.

Um diesen Eindruck auch in mir zu stärken, reichte die Dame ein kleines Porträt der zukünftigen Schwiegertochter herüber. Hier zeigte es sich wieder, daß die Maler der Zeit noch immer zu Übertreibungen neigen, nur um sich den guten Willen ihrer Auftraggeber zu erhalten: Das Geschöpf glich mehr einem Engel, als einem menschlichen Wesen, und selbst der Dümmste hätte sich nicht dieser holden Schönheit versagt.

Meinen ersten Eindruck gab ich deshalb auch ungeniert kund: »Bezaubernd …« Freudestrahlend nahm die Dame das Porträt wieder an sich und verstaute ihren Schatz wohlbehütet in ihrer Reisetasche. »… wie man die Dinge auch in einem anderen Lichte sehen kann.« Wieder zog sich das Gesicht der Dame zu einem Gewitter zusammen. Diesmal hatte ich sie empfindlicher getroffen. Ging es doch jetzt nicht um ihre Person, sondern um eine selbstherrlich veranlaßte Entscheidung zum ›Wohle‹ ihres Sohnes und eigentlich ihrer selbst. Einzig und allein der Sohn hatte begriffen; es kam ihm auch gelegen: »Der Herr hat recht!« entgegnete er seiner Mutter, die bereit war, sich mit der Fülle ihres Körpers auf mich zu stürzen und mich mit ›Haut und Haaren‹ zu verspeisen.

»Seit Wochen und Monaten liegt Ihr mir in den Ohren, Lisa nun endlich zur Frau zu nehmen. Ist es aber nicht genau umgekehrt? Geht es uns so schlecht, daß man uns in einem Atemzug mit den Gerands nennen muß? Schönheit ist keine Zahl, die auf einem Bankkonto steht, und Reichtum macht aus einer Vogelscheuche keine Prinzessin – Lisa ist aber eine wunderhübsche Frau, daran besteht nicht der geringste Zweifel; auch, und das sei hier in aller Deutlichkeit gesagt, ohne jeden Sous. Ihr stellt es aber andauernd so hin, als müßte ich sie heiraten, weil sie reich ist, nicht weil sie schön ist. Wenn Ihr von ihrer Schönheit sprecht, meint Ihr

die ›Schönheit‹ des Bankkontos ihrer Eltern. Habt Ihr auch nur einmal einen Gedanken darüber verschwendet, warum die Gerands gerade mit dieser Verbindung einverstanden sind? Ein Wink von ihnen hätte genügt, und man hätte uns wie Bettler vor die Türe gesetzt! Sicherlich nicht also unseres Namens wegen, sondern weil sie erkannt und eingesehen haben, daß das Glück ihrer Tochter das Wichtigste ist, das sie ihr für ihr weiteres Leben mitgeben können«, und im gleichen Atemzug, aber mit einer andächtigen und die Conclusio einleitenden Pause: »Ich werde Lisa nicht heiraten! Es ist eine ungemein schwere und mich in meinem ganzen Herzen zutiefst treffende Entscheidung gewesen. Euer Denken und Handeln allein unter dem Gesichtspunkt des Profits, in welcher Form auch immer, und der Geltungssucht, die Euch allein antreibt, machen es mir unmöglich, Eurer Entscheidung Folge zu leisten, ihr überhaupt Folge leisten zu können.«

Die Ansprache des Sohnes hatte ihre Wirkung nicht verfehlt. Ich war erstaunt und betroffen zugleich. Von den Eltern traf es die Mutter am schwersten. Aus ihrem vormals bestehenden Angriffsgehabe wurde ein bleiches Milchgesicht, das verstört in den Blicken ihres Gatten eine Antwort zu finden suchte. Aus ihren Gesichtern entsprang kein Nachdenken oder Hinterfragen. Allein ein Entsetzen war daraus zu lesen, als sich in ihren kleinen Gehirnen die Rede ihres Sohnes zu dem einzigen Wort ›Nein‹ verdichtete.

So ungeheuerlich war dieses eine Wort, so unbarmherzig die Konsequenzen, daß niemand den schrillen Pfeifton der Dampflokomotive bei der Einfahrt in den Bahnhof von Reims vernahm. Erst als der Zug mit einem plötzlichen Ruck zum Stehen kam, wachten meine Mitreisenden aus ihrer Benommenheit auf. Der Sohn riß die Abteiltür auf,

sprang auf den Bahnsteig und drohte, in der Menschenmenge unterzugehen. Allein sein Vater schien ihm folgen zu können, verharrte dann aber, als sein Herz am höchsten schlug, an einem Fenster. Er öffnete es, um seinem davoneilenden Sohn hinterherzusehen. Dieser drehte sich auch um, festzustellen, ob er verfolgt werde. Als er sah, daß sein Vater am Fenster stand, schrie er einige Worte zu ihm herüber, lief aber rückwärts weiter, als sein Vater mit einem Mal anfing, wild mit den Armen zu gestikulieren. Er brachte keine Schreie mehr aus sich heraus, als sein Sohn rücklings den Bahnsteig hinunterfiel – vor die Räder eines einfahrenden Zuges.

Im Leben eines Menschen gibt es wahrlich viele Ereignisse, die sich in heitere und traurige, unterhaltende und langweilende einteilen lassen. Nichtsdestotrotz kommt es vor, daß man etwas erlebt, jenseits des Vorstellbaren, aber doch so klar und deutlich, daß man nicht wagt, geträumt zu haben. Und gerade von diesen Ereignissen erfährt man oft nichts, weil der Erzähler sich nicht dem Gespött der Leute aussetzen will.

Jenes persönliche Erleben eines solchen Ereignisses aber macht aus dem Wirrwarr der Unmöglichkeiten ein zwar nicht Begreifbares und für Außenstehende nicht Einsehbares, aber es beweist, daß es mehr zwischen Himmel und Erde geben muß.

Eines Tages ging der Oberst im Park auf dem Boulevard spazieren. Die Sonne schien, wie man es von ihr zu dieser Jahreszeit erwartete, und Kinder spielten zwischen den Bäumen und auf dem weitflächigen Grün. Auf dem jüngst angelegten kleinen See hatte sich viel Getier angesammelt und zur Freude aller auch ein junges Schwanenpaar, das für die Sommerzeit hier eine neue Heimat gefunden hatte.

In dem rückwärtigen Teil des Parks wurde es zusehends ruhiger. Ab und zu huschten Pärchen vorbei, die, wenn sie entdeckt wurden, wie aufgeschreckte Vögel davonflatterten. Nicht viele suchten die Einsamkeit und Ruhe dieser Parkwege.

Zu ihnen gehörte der Oberst, der in wachen Gedanken an seine große Liebe diese Wege wählte, die er selbst vor

mehr als einem halben Jahrhundert in liebster Begleitung gegangen war, und Zeit und Raum der Liebe durchmaß.

Leicht setzte die Dämmerung an. Ein kühler Wind kündete, begleitet von dunkelgrauen Wolken, von der herannahenden Nacht. Dennoch dachte der Oberst nicht daran, sich auf den Heimweg zu begeben. Vielleicht wäre es das letzte Mal, daß er diese Wege beschritt. Leichtes Herzklopfen setzte ein, sein Atem stockte. Schwankend nahm er die nächsten Schritte, hielt sich hilfesuchend an einem Baum fest. ›Aus deinem Holz wird mein Grab sein‹, dachte er, als seine zittrigen Hände die Rinde zu fassen bekam. Wie eine Antwort flüsternd, wogen sich die Zweige im Wind. Rettend kam eine kleine Bank zu Hilfe. Sie nahm ihn auf, trug ihn und gab ihm neue Kraft.

Als er wieder zu Sinnen kam, war das Dämmerlicht dem Dunkel der Nacht gewichen. So dunkel war es geworden, daß er die Zeiger seiner Taschenuhr nicht erkennen konnte. Überrascht von der späten Stunde nahm er allen Willen zusammen, sich zu erheben. Wie vom Blitz getroffen erschrak er, als er neben sich einen Menschen spürte. Er konnte ihn kaum sehen, weder hören noch fühlen und doch war er da – saß wie er auf der Bank. Der Oberst sank zurück.

»Erschrecken Sie nicht!« sprach ihn eine Stimme an, »ich habe hier auf Sie gewartet. Nun aber sind Sie da.« Damit verstummte die Stimme auch wieder.

Der Oberst schüttelte sich, gab dem Vernommenen keine Bedeutung und wollte sich in Bewegung setzen.

»Ich habe lange auf Sie gewartet und Sie wollen schon wieder gehen?« wiederholte sich die Stimme.

»Wie lange warten Sie denn hier auf mich?« fragte der Oberst, um dem Spuk ein Ende zu machen. Er glaubte nicht

daran, eine Antwort zu erhalten, denn weder als er gekommen war, noch in der Zeit, als er auf der Bank saß, glaubte er auch nur ein einziges Wesen wahrgenommen zu haben.

»Ich habe die Jahre nicht gezählt, aber fünfzig mögen es gewesen sein«, entgegnete ihm sein Nachbar.

Der Oberst begann an sich zu zweifeln. Ihm war es offensichtlich gewesen, daß sein Körper mit der Zeit stark unter seinem Lebenswandel gelitten hatte; jene Kriege, die so fürchterlich seinen Leib gezeichnet hatten. Aber daß sein Geist, den er immer für aufgeweckt hielt, so stark in Mitleidenschaft gezogen worden war, hielt er bis zu diesem Augenblick für nicht möglich.

»Ich merke schon, daß ich Sie doch über Gebühr erschreckt habe«, holte ihn die Stimme wieder aus seinen Gedanken zurück, »aber finden Sie es nicht ungehörig, mich, der so lange gewartet hat, auch noch eine einzige Sekunde länger warten zu lassen?«

»Es liegt mir fern, einen Menschen warten zu lassen, aber wenn Sie unbedingt Genugtuung von mir verlangen wollen, so verfügen Sie über mich.«

»Müssen Sie denn immer ans Sterben denken?«

Dem Oberst war es nun gleichgültig, was geschehen würde. Er nahm seine ganze Kraft zusammen, hoffte auf seinen kriegserfahrenen Mut und wollte diesen Ort der Konversation verlassen. Aber nichts half.

»Ich möchte nicht, daß Sie jetzt gehen. Wofür sollte ich sonst die ganze lange Zeit gewartet haben?«

Da es ihm letztendlich völlig gleichgültig geworden war, was noch geschehen würde, polterte der Oberst heraus: »Ich habe in der Dunkelheit gegen Armeen gekämpft, sie gejagt, auf sie geschossen und mich von ihnen jagen und beschießen lassen, ohne sie auch nur einmal zu Gesicht zu bekom-

men. Wenn Sie in friedlicher Absicht gekommen wären, dann hätte es auch zu einer Zeit geschehen können, in der sich Menschen gewöhnlicherweise zu treffen pflegen, wenn sie sich etwas zu sagen haben.«

»Sie brauchen sich nicht zu fürchten, und, wenn Sie wirklich soviel Wert darauf legen, mein Gesicht sehen zu müssen, so will ich Ihrem Wunsche nicht länger im Wege stehen. Aber das eine will ich vorwegschicken: Es war Ihr Wunsch.«

Der Oberst fühlte sich bestätigt. Wahrscheinlich war er völlig entstellt und traute sich nur zu solchen Nachtzeiten unter die Menschen, soweit welche unterwegs waren, um sie auszuhorchen und dann, sollte es sich lohnen, zu überfallen und im Dunkel der Nacht untertauchen zu können. Der Oberst hatte noch nicht zu Ende gedacht, als unvermutet eine neben der Bank stehende Laterne zu brennen begann, obgleich sie keiner entzündete. Ihn blendete das unerwartete Licht. Um sich daran zu gewöhnen, verschloß er die Augen und neigte den Kopf zum Boden. Doch mit der Zeit wurde seine Neugier immer größer. Er öffnete seine Augen wieder, ohne den Kopf dabei zu erheben. Langsam suchten seine Blicke den Ursprung der Stimme zu finden. Er sah Stiefel – Soldatenstiefel – seine Augen erhoben sich weiter – eine Uniform, und dann einen jungen Kadetten – eine Rose in Händen haltend. Dann sah er in das Gesicht und erschrak – aber er erkannte es nicht.

»Väterchen, was starrt Ihr mich so an?« versuchte der Kadett den Oberst anzusprechen. Dieser blieb aber versunken in sich selbst, als habe er den Leibhaftigen gesehen. Nur ein seufzendes »Sohn?« entschwand seinen Lippen.

»Ihr habt gar keinen Sohn!« entgegnete ihm der Kadett. »Woher wißt Ihr ...? Seid Ihr – der Sensenmann?«

»Nein, natürlich nicht!« wies der Kadett entschieden von sich, »ich wollte Euch wirklich nicht erschrecken –, warum denkt Ihr immer nur an den Tod?«

»Der Tod ist Teil unseres Lebens und es ist Ihre und meine Pflicht, ihn für das Vaterland hinzunehmen«, erwiderte der Oberst und spürte, wie langsam die Kräfte in ihm wiederkehrten.

Er konnte sich nicht von dem Anblick des Soldaten lösen. Dieser schlank, aber dennoch kräftig gewachsene junge Mann bereitete dem Oberst Kopfzerbrechen, da es ihm unmöglich erschien, ihn wiederzuerkennen. Hinzu kam, daß der Oberst ja mit solchen jungen ›Talenten‹ zu tun hatte, und sich jener, wäre er unter ihnen gewesen, durch sein Auftreten aus der Masse sicherlich hervorgetan hätte. Schließlich war sein Verhalten überaus merkwürdig; er aber gab dem Kadetten alle Chancen, ein Fräulein zu erobern. Denn gerade dieses Verhalten war es, was die jungen Damen von einem gut erzogenen Mann erwarteten. Und dem entsprachen die Kadetten bis auf wenige Ausnahmen nicht mehr, denn sie glaubten, eine Frau wie eine Bastion erobern zu können, obgleich jene schon bei letzterem noch ohne Kenntnis waren.

Mittlerweile war es auch unangenehm kühl geworden.

»Ich möchte unsere Konversation jetzt gerne beenden und Sie bitten, mich gelegentlich als mein Gast zu besuchen. Ich wohne derzeit in der Rue de ...« wollte der Oberst das Gespräch wieder aufnehmen, als ihn der Kadett abermals unterbrach:

»Ich glaube, Sie haben den Ernst Ihrer Lage noch immer nicht erkannt. Es genügt Ihnen nicht, nur mein Gesicht sehen zu können, sondern unentwegt beschäftigt Sie die Frage nach meiner Person. Bis zu diesem Augenblick hielt

ich es für richtig, Sie in Ihrer Unkenntnis zu lassen. Nun aber werde ich doch und endlich die Karten auf den Tisch legen.« Mit diesen Worten hielt er inne. Seine Miene verfinsterte sich zusehends:

»Erinnern Sie sich an den 21. Oktober des Jahres 1786? Auf dieser Parkbank sitzend warteten Sie voller Ungeduld auf Ihre Herzallerliebste. Geschworen hatten Sie, sich zu töten, würde sie nicht kommen. Und sie kam nicht: mit dem deutschen Rittmeister hat sie Sie sitzen lassen. Die Pistole auf die Schläfe gerichtet, waren Sie bereit zu sterben, als Ihnen ein guter Geist – mit Verlaub: meine Wenigkeit –, ein Teil von Ihnen selbst also, erschienen war und Sie von Ihrem selbstmörderischen Plan abhielt. Mein Preis und Ihre Strafe war, daß ich und ein Teil Ihrer selbst an diesem Ort gefangen war, und Sie ein Leben ohne Liebe vor sich hatten. Jetzt aber, da Sie an diesen Ort zurückgekehrt sind, finde ich meine Erlösung in Ihrem Tod.«

Dem Oberst wurde die Pistole entrissen, ohne daß sich der Kadett bewegte. Leise erhob sich dieser und entfernte sich mehr schwebend als gehend. Nach einigen wenigen Schritten drehte er sich um und schoß. Der Oberst sank getroffen in sich zusammen.

Am nächsten Morgen fand man ihn: Die Rechte blutend, die Linke haltend – eine Rose.

Sieg! Sieg! Sieg! Seit Tagen schrie man es durch die Straßen und Gassen. Eine verrückte Freude war ausgebrochen. Heroische Texte waren allerorts zu lesen, jeder Uniformrock wurde applaudierend begrüßt, aus allen Ecken war Marschmusik zu hören. In großen und größten Lettern wurde der Krieg für die Befreiung des Vaterlands von der Obrigkeit verkündet, wurden die Barbaren verdammt, die es wagten, das Vaterland zu überfallen, die keine Gefangenen nahmen, die plünderten und brandschatzten. Kein Tag verging, an dem nicht Scharen junger Männer durch die Straßen defilierten, säbelrasselnd, das Bajonett aufgepflanzt. Frauen jubelten ihren Männern, Mütter ihren Söhnen hinterher. »In vierzehn Tagen sind wir wieder da!« – »Aus ihrer Fahne wirst du einen Scheuerlappen machen können«, brüllten diese höhnisch zurück.

Keiner wußte so recht, was geschehen war. Niemand hatte es bemerkt. Mit einem Mal waren sie da, stießen immer weiter vor. Nichts hielt sie auf. Die vordersten Reihen wurden überrannt, als seien sie nie dagewesen. Auch Kavallerie und Artillerie wurden niedergemetzelt, mußten weichen. Im Rückzug verloren sie alle Munition, und Blut floß reichlich. Kaum ein Mann und Sohn kehrte zurück; und der Feind stand wenige Kilometer vor der Stadt. Wer fliehen konnte, machte sich auf, die Stadt zu verlassen. Doch die Tore waren gefallen: Wer fliehen wollte, könne sich auch hier töten lassen, denn draußen täte es der Feind.

In ihrer Verzweiflung holten die Stadtväter jedes Kind, das laufen und einen Säbel halten konnte, steckten es in eine Uniform und ließen es aufmarschieren – und die Mütter jubelten nicht mehr. Als die ersten dieser Kompanien ins Feld geführt wurden, geschah das Erstaunliche: Der Feind wich zurück. Alles für ein Spiel, ein letztes Aufbäumen haltend, hatte er wohl mit kindlicher Naivität gerechnet. Was glaubte er denn, wie ein Kind reagieren würde, wenn es die Leiche seines gefallenen Vaters oder Bruders in einem Granattrichter zerfetzt vorfinden würde?

Die gewonnene Zeit wurde genutzt, wieder reguläre Truppen aufzustellen.

Deshalb klopfte es eines Tages an unserer Tür und die ›Soldatenwerber‹ beschwatzten meine Mutter. Sie selbst log und erfand die tolldreistesten Geschichten, um mich vor dem Soldatentum zu bewahren. Ohne Respekt drangen sie in unser Haus ein und schleiften mich an den Haaren ziehend heraus. An den betretenen Gesichtern der anderen war zu erkennen, daß es ihnen ähnlich ergangen sein mußte. Auch meinen Freund Jacques hatten sie in ihrer Gewalt, und alle waren sie an ein langes Seil wie Strafgefangene auf dem Marsch in die Steinbrüche gebunden; Jacques war der letzte in dieser Reihe, ich kam hinter ihm. Ich hörte noch meine Mutter herzzerreißend schluchzen und im Innersten meines Herzens schwor ich mir, diesen Krieg überleben zu wollen. Jählings wurde ich wieder ins Leben zurückgeworfen, als sich die Fesseln mir in die Haut schnitten.

Wir wurden alle in ein Lager geführt, das einige Kilometer außerhalb der Stadt lag und früher eine Stellung des Feindes gewesen sein muß; überall lagen noch die Leichen getöteter Feinde herum. Keiner zeigte sich aber besonders erfreut über die Toten, obwohl man ihnen Wochen zuvor

nichts anderes gewünscht hatte. Im Anblick des Todes spielt die Farbe des Uniformrocks keine Rolle mehr. Das hatten selbst die Verbohrtesten unter ihnen erkannt.

Uns wurde keine Ausbildung zuteil. Wir erhielten jeder einen Säbel und eine Muskete, soweit vorhanden. Die Uniformen, die man uns gab, hatte man kurz zuvor den eigenen Toten ausgezogen und sie nicht einmal gewaschen: Rein äußerlich waren wir also schon tot. Man zeigte uns die Richtung, in die wir zu marschieren hatten und überließ uns dem Schicksal. Fielen die ersten Schüsse oder krachten die Granaten herunter, war das erste Dutzend von uns auch innerlich tot. Der Rest ließ sich fallen und wartete das Hereinbrechen der Nacht ab. Jedesmal, wenn wir glaubten, uns ohne Gefahr in die alten Stellungen zurückziehen zu können, erschien irgendein Wichtigtuer und ließ uns im Dreck liegen. Er faselte dann irgend etwas von »Durchhalten, der Sieg ist nahe« oder »Morgen trifft Verstärkung ein, Ihr müßt hier die Stellung halten.« Unsere Grundbedürfnisse nach Essen und Trinken wurden gänzlich ignoriert, dafür gab man uns reichlich Briefpapier, damit wir nach Hause schreiben konnten, ›wie heldenhaft wir kämpften‹ und ›die Kameraden im Angesicht des Sieges für das Vaterland gefallen waren‹. Weil ich mich weigerte, Post nach Hause zu schicken, drohten sie mir. Ich gab vor, nicht schreiben zu können, was man mir nicht abnahm. Meine geschauspielerte Unfertigkeit in der Schriftsprache entlockte dann dem mir Drohenden unflätige Bemerkungen, und danach fühlte er sich wohl sichtlich erleichtert und behelligte mich von da an nicht mehr. Die Absicht meines Nichtschreibens war allein, meine Mutter nicht in Sorge sehen zu müssen, wenn eines Tages nach täglicher Post keine mehr einträfe und sie somit das Schlimmste befürchten müßte. Jacques dagegen schrieb

nahezu regelmäßig. Manchmal bat ich ihn, er solle auch ein paar Grüße von mir an meine Mutter ausrichten.

In der Zwischenzeit, es müssen bereits einige Wochen vergangen sein, hatte sich die Front um einige Kilometer von der Heimatstadt entfernt. Jacques, ich und ein halbes Dutzend anderer junger Bürschchen, erhielten eines Abends den Befehl, einen Frontabschnitt aufzuklären, der einige Kilometer vor der Front lag. Diese sogenannten ›Ausflüge‹ hatten längst ihren Reiz verloren, wenn sie jemals einen solchen hätten haben können. Sie wurden zwar immer ›gerne‹ als Abwechslung von dem Leben in den Unterständen und Schützengräben in Kauf genommen, aber mit der Zeit stieg die Zahl derjenigen Kameraden, die nicht mehr zurückkehrten. Immer wenn ein solcher Trupp unterwegs war und irgendwann aus ihrer Richtung Kriegslärm in der sonst ruhigen Nacht zu hören war, wetteten die Zurückgebliebenen in ihren Schützengräben auf die Zahl der Rückkehrer. Makabre Formen nahm dieses ›Spiel‹ an, als beschlossen wurde, daß der Gewinn unter dem Sieger und den Rückkehrern gleichmäßig zu verteilen sei, damit diese bei der nächsten Runde nun selbst wetten konnten. Aus diesem Grund mußte man hoffen, daß möglichst wenige zurückkehrten, damit der eigene Gewinn steigen würde.

Dieser Spähtrupp sollte aber besonders unangenehm werden: Nach den vielen Wochen in den nassen, kühlen und dreckigen Unterständen erhielt unsere Kompanie geschlossen vier Tage Fronturlaub, da nun tatsächlich und zum ersten Mal Verstärkung im Anmarsch war. Keiner wollte Stunden vor dem Urlaub sich noch eine Kugel ›einfangen‹. Unter der Androhung, den Urlaub für uns zu streichen, setzte sich der Trupp in Richtung Feindesland ab. Als wir kaum aus dem Sichtbereich unserer Schützengräben

kamen, befahl unser Anführer – ein Bürschchen kaum älter als wir – im nächsten Graben in Stellung zu gehen. Mit dem Vorschlag, sich hier für längere Zeit niederzulassen, später anstatt in Richtung der feindlichen Linien zu stoßen, nur längs dieser Linie zu laufen und bei der Rückkehr irgend etwas zu erzählen – schließlich sollten auch andere einmal ›ins Gras beißen‹, stieß er auf allgemeine Zustimmung.

Die Stunden vergingen und die unendliche Stille war mehr angsteinflößend als ständiges Artilleriefeuer. Keiner wagte ein Wort zu sprechen oder sich auch nur zu bewegen. Die Phantasie spielte einem Streiche und bald glaubte jeder, daß sich hinter allen Sträuchern irgendwelche Scharfschützen versteckten, die nur auf einen Fehler von uns warteten. Als sich mit einem Mal ein Geräusch in einiger Ferne löste, war der Schrecken so groß, als wäre gerade eine Granate neben uns eingeschlagen. In kurzen Abständen wiederholte sich das Geräusch, mal leiser, mal lauter. Ich vermutete, daß es sich um irgendein Tier handelte; ein Hase vielleicht, der seinen Bau verläßt, um nach dem Rechten zu sehen. Deshalb verhielt ich mich weiter ruhig. Einem anderen aus unserem Trupp dagegen machte dieses Geräusch schwer zu schaffen. Anfangs wälzte er sich unruhig hin und her, und als er nun auch noch zu sprechen anfing, versuchte ihn das Bürschchen zu beruhigen, indem es ihm zu verstehen gab, daß es wahrscheinlich nur ein Tier sei. Der Kamerad wurde durch diesen Beschwichtigungsversuch nur noch viel unruhiger und vermutete selbst, daß es ein Heckenschütze sei, den es zu erledigen gelte. Ohne diesen Worten Beachtung schenken zu wollen, bemerkten wir nicht, wie er sich aus der Deckung hob und in Richtung des Geräusches huschte. Nur Sekundenbruchteile später war das Pfeifen einer herannahenden Granate zu hören. Jeder war starr vor Entsetzen und konnte sich kaum in Deckung bringen. Ich machte

noch einen Satz von dem Trupp weg hinter einen umgefallenen und zerschossenen Baumstamm und hielt die Arme über den Kopf. Dann schlug die Granate ein.

Viele Sekunden vergingen – es kam mir wie Stunden vor –, bis sich die Rauchwolke verzogen hatte. Von den Kameraden war nichts mehr zu sehen. Lediglich ein paar Gliedmaßen waren nicht verbrannt oder zerrissen, so daß man noch erkennen konnte, was sie früher einmal waren. Die Granate hatte genau in unser Versteck eingeschlagen. Der Mond kam hinter einer schwarzen Wolke hervor und blickte traurig auf die Kraterlandschaft. Es war fast so, als wollte er sagen ›ich habe Euch nicht verraten‹. Sein Licht nutzte ich nun, nach den Dingen zu suchen, die den Tod meiner Kameraden bezeugten. Als ich das blutgetränkte Halstuch meines Freundes fand, das seine Mutter ihm mitgegeben hatte, drangen Tränen in meine Augen. Er selbst war nicht mehr zu identifizieren. Auf dem Rückweg in unsere Stellung nutzte ich keine Deckung aus, sondern ging in aufrechter Haltung über das Schlachtfeld. Ich hoffte, daß sich eine Kugel in dieser Nacht verirren könnte und auch meinem Leben ein Ende setzte. Aber nichts geschah.

So viel hatten wir uns für die vier Tage vorgenommen. Jacques und ich wollten endlich mal wieder an dem kleinen Teich vor der Stadt angeln gehen, wollten uns von unseren Müttern verwöhnen lassen und endlich mal wieder richtig baden. Nun hatte ich die leidvolle Aufgabe, seiner Mutter die Nachricht vom Tod ihres Sohnes zu bringen. Ich wollte, bevor ich selbst nach Hause ging, diese Lästigkeit hinter mich bringen und steuerte deshalb geradewegs auf das Haus zu, in dem die Mutter von Jacques lebte. Ich brauchte nicht erst die Stufen zu ihrer Wohnung heraufsteigen, weil sie unten an der Pforte stand. Die Feldpost verließ gerade

die Pforte und ich konnte sehen, wie sie ein Bündel Briefe in der Hand hielt. Als sie mich kommen sah, winkte sie mir auffordernd zu. Als ich bei ihr war, hatte sie bereits einen der Briefe geöffnet.

»Jacques hat wieder ein paar Briefe geschrieben«, begann sie voller Freude zu erzählen. »Der hier ist zwar fast drei Wochen unterwegs gewesen, aber was soll's! Wenigstens ein Lebenszeichen! Deine Mutter ist schon sehr ängstlich, weil du überhaupt nicht schreibst«, fügte sie vorwurfsvoll hinzu. »Wenigstens läßt du ein paar Grüße ausrichten.« Nach einer kurzen Pause, in der sie sich wieder mit dem Brief beschäftigte, begann sie: »Mal hören, was er schreibt:«

»Liebe Mutter!
Es tut sich nicht sehr viel hier draußen. Es ist sehr regnerisch und wir sehen alle, wenn wir nur kurz draußen gewesen sind, aus wie die Schweine. Das Essen ist hundsmiserabel und ich freue mich schon auf Zuhause, wenn wir irgendwann mal Fronturlaub kriegen sollten. Wenn die von drüben wieder mal ihre Granaten abfeuern, wackeln bei uns die Wände immer mehr und manchmal kommt auch die Decke runter. Schlimm wird's, wenn wir aus unseren Löchern raus müssen, Gegenangriff und so.«

»Ist das wirklich so schlimm«, unterbrach sie ihr Lesen, »oder beweist Jacques wieder mal seinen Hang zum Dramatischen?« Ein leichtes Lächeln in ihrem Gesicht bemerkte ich nicht, so sehr war ich damit beschäftigt, einen Weg zu finden, ihr das tatsächliche Leben näher zu bringen. Deshalb entlockte sie mir nur ein kurzes und unbedeutendes »Ja, ja.«

»Eigentlich sollte ich Dir schreiben, mit welchem Heldenmut wir hier draußen kämpfen und daß der Sieg nur noch eine Frage von Tagen sein kann. Aber Dich wird es allein interessieren, was aus mir wird. Es ist schon schlimm genug, wenn dein Kamerad neben dir plötzlich kurz aufschreit und dann mit einem Loch im Schädel umfällt. Genauso gut hätte es einen selbst erwischen können.

Das Schlimmste aber war vorgestern, als ich einen eigenen Kameraden getötet habe. Während wir so durch den Dreck wateten, sah ich einen Kameraden, der Tags zuvor von einem nächtlichen Einsatz nicht zurückkam. Ein Granatsplitter hatte ihm den Bauch quer aufgeschlitzt und er muß geblutet haben wie ein abgestochenes Schwein. Es sah zunächst so aus, als sei er tot. Beim Näherkommen bemerkte ich aber, daß noch ein Funke Leben in ihm war. Als er mich sah, fing er an, etwas zu flüstern, aber ich verstand kein einziges Wort. Als auch er merkte, daß ich ihn nicht verstand, drehte er mit schmerzverzerrtem Gesicht seinen Kopf auf die Seite, wo meine Muskete mit dem aufgepflanzten Bajonett lag. Ich nahm das Bajonett und er schloß kurz die Augen. Für mich war es das Zeichen. Ich nahm das Bajonett von der Muskete und stach es ihm mitten ins Herz. Ich hatte erwartet, er würde Schmerz empfinden. Aber sein Gesicht war glücklich. Ich kann dieses Gesicht einfach nicht vergessen. Hoffentlich geht es bei mir schneller, wenn ich dran bin!«

Die Mutter erschrak ein wenig vor der Offenheit, wie ihr Kind von seinem Tode sprach. »Ist es wirklich so schlimm?« wiederholte sie sich. »Jeder sieht es auf seine Weise«, erwiderte ich, »und ich glaube«, fuhr ich fort, »daß dieses große und sinnlose Sterben, das wir jeden Tag erle-

ben müssen, uns mehr Respekt vor dem Leben verleiht. Lediglich die Leute, die das Sterben anordnen, wissen nur ihr eigenes Leben zu schätzen.«

Zum Glück hatte Jacques in seinem Brief noch anderes zu erzählen:

> *»Im übrigen soll ich, wie immer, Dich bitten, daß du Grüße von Jean-Michel seiner Mutter überbringst. Ich versuche ihn immer zu überreden, selbst mal zu schreiben. Aber er ist noch fauler als ich. Auf ein baldiges Wiedersehen! Jacques!«*

Jacques' Mutter hatte ihr nachdenkliches, tiefe Falten auf der Stirn hinterlassende Gesicht aufgegeben und blickte wieder freundlich drein. Sie steckte den ersten Brief weg und begann, den nächsten zu öffnen.

»Dann kannst du ja deiner Mutter deine eigenen Grüße bringen«, sprach sie mich an. »Sie wird sich sicherlich freuen.«

Erst jetzt fiel ihr auf, daß ich ihr gegenüberstand. »Wie kommt es eigentlich, daß du hier bist?« sprach sie und blickte mich plötzlich wie von oben an. Ich wußte, daß jetzt der Augenblick der Wahrheit gekommen war. Alle Überlegungen, wie ich es ihr möglichst schonend beibringen könnte, waren mit einem Mal hinfällig. Schon in meinem eigenen Interesse wollte ich es möglichst kurz halten. So begann ich, nach Jacques' Halstuch zu suchen. In den Augen seiner Mutter hatte mein langes Schweigen einer Ahnung Gestalt verliehen. Deshalb hielt ich es für unumgänglich, ihr irgend etwas zu sagen.

»Die ganze Kompanie hat vor zwei Tagen Fronturlaub erhalten und am Tag zuvor mußten acht Soldaten vor der

Ablösung nochmals in die vordersten Linien. Jacques war unter ihnen, ich auch. Irgendeiner sprang aus dem Versteck, eine Granate schlug ein ...« – »... und Jacques hat es erwischt!« ergänzte sie. Aus ihrem Mund klang es wie das Ende eines Abzählreims. Ihr Gesicht hatte sich verfinstert, ihr Blick durchbohrte mich und ihre Augen suchten einen Punkt in der Unendlichkeit zu finden. Obwohl sie sehr ernst wurde, hatte sie keine Falten auf der Stirn und nicht einmal eine Träne stand ihr in den Augen. Sie mußte sich schon lange mit dieser Nachricht abgefunden haben und es schien, als brauchte nur noch der Tag bestimmt zu werden, an dem die Wahrheit auch für sie greifbar wurde. Es bedurfte für den Tod keines Beweises; trotzdem nahm sie sein Halstuch an. Eine Mutter spürt, wenn ihr Kind nicht mehr lebt. Dazu ist das Kind viel zu sehr ein Teil von ihr selbst.

Sie drehte sich um und ging wieder ins Haus. Ich selbst setzte mich auf den Sims und wartete darauf, daß sich mein Gesicht wieder ein wenig erhellte. So wollte ich meiner Mutter nach der langen Zeit nicht entgegentreten.

Es vergingen einige Minuten. Zum ersten Mal spürte ich, wie überflüssig wir in diesem Krieg waren. Wir teilten den Tod aus, wir erlitten den Tod. In den seltensten Fällen wurden diejenigen, die den Tod anordneten, selbst ein Opfer. Fällt ein General in einer Schlacht, so weint das Vaterland; sterben in einem Granatfeuer tausend Mann, dann ist das der Lauf der Geschichte. Zigtausende kehren als Invaliden und Krüppel heim, unfähig, eine Arbeit zu verrichten, unfähig, selbst nur zu leben. Haben diese Soldaten dann noch größeren Schaden unter ihren Feinden angerichtet, so erhält der General, der sie befehligte, einen Orden an die Brust geheftet und stolziert damit aufgeblasen wie ein Pfau durch die Reste seiner Mannen und verkündet die großarti-

gen Erfolge. Wir waren für ihn nur Nummern und Zahlen, waren Fähnchen auf einer Karte, waren Bauern auf einem Schachbrett, hinter denen er sich verstecken konnte.

Die Entscheidung über Sieg oder Niederlage lag immer in unseren Händen: Würden wir nicht schießen, würden es die anderen tun. Starben nicht die anderen, würden wir es tun. Unsere Chance zu überleben stieg mit der Zahl der Toten; auf beiden Seiten. Den General interessierte nur die Zahl der Toten, so lange es immer wieder neue Soldaten gab. War das Volk ausgeblutet, so durfte es keine Toten mehr geben. Ging diese Rechnung nicht mehr auf, dann war der Krieg verloren. Die Menschen aber hatten ihn schon vorher verloren.

Ich war tief betroffen von Jacques' Tod. Sollte ich selbst froh sein, bis jetzt mit dem Leben davongekommen zu sein? Ich fing eine Stimme auf. Es war die von Jacques. Ich verstand nicht, was sie sagen wollte. Tagträume vermischten sich mit Erinnerungen aus der Zeit in den Schützengräben. Plötzlich lag eine Hand auf meiner Schulter. Ich spürte nur einen leichten Druck, glaubte aber, wie in einem Alptraum versunken, von einer Kugel getroffen worden zu sein und fiel zu Boden. Eine starke Hand zog mich wieder nach oben. Ich glaubte, einen Schmerz zu spüren, glaubte, im Feldlazarett würde man mir den Arm abschneiden – bis ich ein Gesicht sah: Jacques. Ich hielt ihn für ein Gespenst, sah ihn in einem Traum. Nun war der Wahnsinn des Schlachtfeldes, das stundenlange Trommelfeuer von Gewehren und Granatwerfern in mein Gehirn eingedrungen und sprengte meinen Schädel in tausend Stücke. Ich schloß die Augen: Das Bild war weg, der Lärm des Schlachtfeldes tobte aber noch durch meine Ohren. Mein Name fiel, ich schlug hastig die Augen wieder auf und blickte in ein erstauntes Gesicht: Es war Jacques.

Ich konnte es einfach nicht glauben: Zwei Tage zuvor glaubte ich ihn als Menschenbrei mit anderen Leichenteilen verlassen zu haben, und jetzt stand er vor mir und lachte über meine Verwunderung bis über beide Ohren. Mein Freudengeschrei blieb nicht ungehört und kaum hatte ich mich wieder ein wenig gefaßt, als schon Jacques' Mutter aus der Pforte herausgerannt kam. Sie umarmte ihn so heftig, daß er zu ersticken drohte und sich nur mit Mühe von der tentakelförmigen Umklammerung befreien konnte. Seine Mutter begann hemmungslos zu weinen und stieß freudigste Beschimpfungen aus. Jacques zog ein Taschentuch aus seiner Hosentasche und trocknete die Tränen seiner Mutter. Erst jetzt fiel mir auf, daß Jacques keinen Uniformrock trug. Ich musterte ihn von oben bis unten. Er muß es wohl gespürt haben, von mir so betrachtet zu werden.

»Jean-Michel, schau' mich nicht so an. Freue dich mit mir, daß ich noch lebe.« Als er merkte, daß ich mich von seinem Anblick nicht befreien konnte, daß sich in mein freuendes Gesicht nachdenkliche Falten gezogen hatten, kam er auf mich zu und packte mich mit ausgestreckten Armen an meinen Oberarmen: »Es tut mir sehr leid, daß du bei unserer Patrouille dieses schreckliche Erlebnis machen mußtest, daß du glauben mußtest, ich sei gefallen. Ich bin bei dem Granateinschlag nicht ganz unbeschadet durchgekommen: Es hat mir die Kleider vom Leib gerissen und den ganzen linken Arm hat es mir verbrannt. Sieh her!« Er war im Begriff, seinen linken Ärmel hochzukrempeln. Ich hielt aber seine linke Hand fest.

»Ich habe die langanhaltende Rauchwolke genutzt, um zu fliehen, in irgendeine Richtung, wenn es sein mußte, auch zum Feind. Nach zwei oder drei Stunden kam ich auf ein Gehöft, wo mich die Bäuerin mit einer selbstgebrauten Salbe versorgte. Ein Teufelszeug, sag ich dir!« Ich ließ ihn

wieder gewähren und langsam legte sich ein leichtes Lächeln in mein Gesicht. Die Mutter riß ihren Sohn wieder an sich und ich hielt die Gelegenheit für gekommen, selbst meiner Mutter einen Besuch abzustatten. Als ich mich umdrehte und Richtung Elternhaus marschierte, näherten sich zwei Soldaten graden Schritts mir entgegen.

»Bist du der Soldat Jacques Lebreil?« schnauzte mich der Sergeant an. »Nein!« erwiderte ich im Kasernenton und deutete auf meinen Freund. Ohne seinen Vorwärtsdrang zu bremsen, stieß der Sergeant mich zur Seite. Bei Jacques angekommen, wiederholte er seine Frage. Ohne großes Aufheben packte der andere Soldat Jacques am Kragen und schleifte ihn mit. Der Sergeant brüllte Jacques an: »Du bist festgenommen! Mitkommen!« Ohne große Gegenwehr ließ Jacques sich abführen. Die Mutter, von dem Hin und Her von Tod, Rückkehr und Festnahme sichtlich durcheinander, blickte dem Haufen fragend hinterher. Ich versprach ihr, sie zur Kaserne zu begleiten, um zu erfahren, was geschehen sei. Nachdem sie kurze Zeit später mit einer Stola bekleidet wieder aus dem Haus kam, machten wir uns auf den Weg zur Kaserne.

Auf der Amtsstube des Kasernenkommandanten empfing uns dieser, als hätte er uns bereits erwartet: »Sie sind Madame Lebreil! Setzen!« Er schien ein rechter Haudegen zu sein, der aber wegen seines Alters wohl nicht mehr kampffähig war. Bei dem Durchschreiten des Raums war sein Humpeln nicht zu übersehen und auch der ungleiche Klang seines Gangs, bedingt wohl durch ein Holzbein, war nicht zu überhören. Sein ganzes Benehmen war derart schroff, als wollte er alten Waschweibern den Umgang mit Musketen erklären.

»Wir haben den Soldaten Jacques Lebreil festgenommen. Er ist fahnenflüchtig geworden, nachdem er nach

einer Patrouille nicht mehr zurückgekommen und in Zivilkleidung aufgegriffen worden war. Gemäß der militärischen Dienstvorschriften ist er daher zum Tode zu verurteilen und durch Erschießen hinzurichten!«

Madame Lebreil glitt langsam, einem Ohnmachtsanfall nahe, von ihrem Stuhl. Der Kommandant machte keine Bewegung, um ihr zu helfen: »Madame, Jacques Lebreil ist nicht nur Ihr Sohn, sondern auch ein Sohn Frankreichs. Verweigert er sich dem Staat, so wird er vom Staat bestraft! Oder dürfte er bei Ihnen ohne weiteres ein Glas Marmelade stehlen?« Was wohl als Aufheiterung der Atmosphäre gedacht war, bekam durch das hämische Grinsen des Kommandanten eine grauenvolle Dimension.

Madame Lebreil hatte sich inzwischen wieder etwas gefangen. Sie erhob sich endgültig und ging sicheren Schritts auf den Kommandanten zu. Einen halben Meter vor ihm kam sie wieder zum Stillstand. Mit einem scharfen und festen Blick, in seine Augen gerichtet, sprach sie ihn an: »Monseigneur Commandant, mein Sohn hat durch einen Wink des Schicksals einen Granatangriff fast als einziger, mit Ausnahme seines Freundes, überlebt. Er hat sich dabei schwere Verbrennungen zugezogen. Es kommt einem Wunder gleich, daß er noch lebt.«

»Wenn er überlebt hat, so auch zum Wohle Frankreichs, dem er zu dienen hat!« konterte der Kommandant, ohne eine Miene zu verziehen.

»Wäre er nicht zurückgekommen, so hätten Sie mir mitteilen müssen, daß er im Kampf für das Vaterland gefallen ist, auch wenn er nicht getötet worden wäre.«

»Nur tot ist tot!« war vom Kommandanten zu hören.

»Wäre er wirklich tot, so wäre er seinem Dienste an Frankreich gerecht geworden. Lassen Sie es doch um Himmels Willen so sein! Lassen Sie nicht das Glück seines

Lebens zum Grund seines Todes werden. Ein lebender Mann hilft Frankreich mehr als ein toter.«

Auch dieses Plädoyer für ihren Sohn ließ den Kommandanten ungerührt und wie aus einer Dienstanweisung folgte: »Madame Lebreil, Sie haben sich als Mutter darauf einzustellen, daß Ihr Sohn für Frankreich sein Leben läßt. Der Umstand, daß dieses Ereignis noch nicht eingetreten ist, berechtigt Ihren Sohn nicht, die weitere Frage, ob Frankreich ihn am Leben läßt, selbst zu beantworten. Wird er nun auf Grund der eben genannten Vorschriften exekutiert, so geschieht dies im Namen und zum Wohle des Staates und damit auch zu seinem Wohl, und für Sie ist es dasselbe, als wäre Ihr Sohn bei jenem Granatangriff ums Leben gekommen.«

»Niemals werde ich es zulassen, daß er hingerichtet wird. Ich will ihn jetzt und sofort sehen!« Und als ob sie irgendeine Macht dieser Welt besessen hätte, bei dem Kommandanten Eindruck zu erwecken, bedrängte sie diesen.

»Das wird im Augenblick nicht möglich sein!« antwortete der Kommandant, als sich plötzlich eine Gewehrsalve auf dem Kasernenhof entlud. Starr vor Entsetzen, ohne wirklich die Bedeutung zu wissen, verfiel die Amtsstube in ein erdrückendes Schweigen. Die Unerträglichkeit der Lage entspannte sich jäh, als der Kommandant die Besuchserlaubnis aussprach: »Sie können jetzt zu ihm hin!«

Jacques' Mutter und ich liefen so schnell uns die Füße tragen konnten auf den Kasernenhof. Ein Exekutionskommando schritt im monotonen Gleichschritt von dannen. Zurück ließen sie einen leblosen Körper, der langsam an der Wand zu Boden sank und in sein eigenes Blut tauchte: Jacques Lebreil.

Neunter Tag auf See.

Die ›Princess of Wales‹ glitt nun sanft über die Wellen dahin. Endlich hatte man den rauhen Atlantik hinter sich gelassen und war an die ersten Ausläufer des Golfstroms gelangt. Mit ihm kam ein leichter Passatwind auf, der einen zarten Hauch der Karibik von den noch fernen Inseln herübertrug. Endlich wagten es auch einige der Passagiere wieder, auf dem Oberdeck zu promenieren.

Unter ihnen waren auch die Brüder Dick und Chester Browne, die zum ersten Mal in ihrem Leben die schwankenden Planken eines Schiffes betreten hatten, obwohl sie ihr Leben in Plymouth verbrachten und aus dem Fenster des Kontors heraus einen weitläufigen Blick über den Seehafen der Stadt hatten.

Die beiden Brüder handelten mit Tabakwaren. Eigentlich handelte nur Chester, der ältere und geschäftstüchtigere von beiden. Der Vater hatte ihnen zusammen das Kontor übertragen, so daß sich die ganze Arbeit von Dick darauf beschränkte, in bestimmten Abständen den Gewinn mit seinem Bruder zu teilen.

Und dieser Gewinn blieb seit einiger Zeit aus. Irgend jemand hatte die nicht kundgetane, dafür um so unerfreulichere Absicht, den Handel mit Tabak in Südengland in seine Hand zu bringen. Dieser Jemand fing damit richtigerweise in den Hafenstädten an; auch in Plymouth. Es stand schlecht um die Brüder: Sollte ihre Mission fehlschlagen, wäre ihr Kontor bereits bei ihrer Rückkehr von den Gläubigern ›versilbert‹ worden. Sie entschlossen sich daher, nach

Havanna zu reisen, um die lebensnotwendigen Kontakte selbst zu knüpfen.

Ohne der neuen Witterung Beachtung zu schenken, betraten die Brüder das Oberdeck. Ihr blasses, fast weißes Gesicht war daher nicht allein auf die für sie doch strapaziöse Überquerung des Atlantiks zurückzuführen. Bedächtigen Schrittes faßten sie auf dem Oberdeck Fuß. »Ches, ich habe mit dem Kapitän gesprochen«, unterbrach Dick Browne das gemeinsame Schweigen, »morgen vormittag werden wir an Nassau vorbeikommen und übermorgen werden wir dann schon in Havanna sein. Sollte es dabei bleiben, können wir uns am Abend mit dem Plantagenbesitzer treffen, dem ich vor unserer Abfahrt unsere Ankunft gekabelt habe.«

»Hoffentlich kommt dein plötzlicher Ehrgeiz nicht auch noch zu spät!« entgegnete Chester mürrisch, ohne seinen Bruder anzusehen.

»Fast hätte ich es vergessen: Seine Tochter ist auf dem Schiff!« fügte Dick mehr beiläufig hinzu. »Seine Tochter?« Chester drehte sich zu seinem Bruder um. Dick nickte. »Anscheinend nur in Begleitung einer Anstandsdame.«

»Das ist gut, das ist sogar sehr gut«, murmelte Chester nach kurzer Pause, in Gedanken versunken, vor sich hin und setzte ein hämisches Grinsen auf. »Was hast du wieder vor?« flehte Dick ihn fragend an, »du weißt doch, daß ...«

»Laß nur, ich mach' das schon!« Mit diesen Worten verschwand Chester.

Dick verspürte Angst; nicht seines Bruders wegen.

Es war etwas zwischen Dick und der Tochter. Er hatte sie zum ersten Mal bei einer Auktion in Plymouth gesehen. Später auch im Hafen, im Park und in der Kirche, und mit einem Mal überall. Immer waren es nur Blicke, nie sprachen sie ein Wort miteinander. Immer wieder dieses Funkeln in ihren Augen und – immer eine Anstandsdame in

der Nähe. Nie faßte Dick den Mut und – wieder war sie ganz in seiner Nähe.

Den ganzen Tag über und auch nicht am Abend war Chester in die Kabine zurückgekehrt. Als es zweiundzwanzig Uhr geworden war und Dick eigentlich zu Bett gehen wollte, entschloß er sich anders und ging an Deck, um eine frische Brise aufzufangen. Entgegen seiner Erwartung lag auf dem Schiff eine leichte, süßliche Luft, die so recht nichts mit Meer zu tun haben wollte, und der Wellenschlag des Meeres gegen die Bordwand klang wie Musik in seinen Ohren. Leicht schlenderte er an der Reling entlang und beobachtete den Mond, der sich zaghaft hinter den Wolken hervortraute und seinen Glanz auf die sich in Wellen dahinbewegende See abgab. Fast unbemerkt von ihm huschte in einiger Entfernung ein Pärchen auf das Deck und verschwand hinter einem Rettungsboot. Dick änderte seinen Schritt und schlich nun auf Zehenspitzen auf die Stelle zu, dennoch einen Höflichkeitsabstand haltend. Als er das Pärchen erreicht hatte, schimmerte das Mondlicht vollends über die Wellen. Der junge Mann hob leicht seinen rechten Arm und legte ihn sanft um die Taille der jungen Frau und zog diese fordernd an sich. Überwältigt von der Anmut dieser Szene stolperte Dick über einen auf dem Deck liegenden Sonnenstuhl und verursachte einen Lärm, daß ihnen das Blut in den Adern zu stocken drohte. Erschrocken drehte sich das Pärchen zu dem Übeltäter um. Dick traf das blanke Entsetzen: Sein Bruder und ... die Tochter. Welten brachen für Dick zusammen. Kein Wort entfuhr seinen Lippen. Nur eines bildet sich in seinem Gehirn: weg! Ohne auf etwas zu achten oder eine Erklärung zu erwarten, rannte er fort, stürmte in die Kabine, versperrte sie von innen, eilte zum Bett, stieß mit dem Kopf aber an einer offen gebliebenen Schranktür an – hatte er doch vergessen, das Licht einzu-

schalten –, fiel der Länge nach zu Boden und blieb benommen liegen.

Irgendwann kam Dick wieder zur Besinnung. Er setzte sich auf den Boden und hielt sich den Kopf, der arg schmerzte. Kaum aufrecht sitzend, kippte er fast schon wieder um. Das Schiff schlingerte unruhig hin und her, und neigte sich gefährlich nach Steuerbord. Als die Schmerzen endlich wieder einen halbwegs klaren Gedanken zuließen, vernahm Dick von allen Seiten ein lautes Gekreische, im Gang vor der Kabine wurden Türen geschlagen. ›Chester war nicht in der Kabine, wie sollte er auch‹, dachte sich Dick.

Er rannte so gut es ging zur Tür, öffnete sie und sah, wie sich die anderen Passagiere in Panik in Richtung des Oberdecks stießen und drängten. Einen älteren Mann zog Dick am Ärmel aus dem Strom heraus. »Wir sinken, rette sich wer kann!« brüllte dieser Dick nur an, stieß ihn von sich und sprang in den Menschenstrom zurück. Als sich Dick der Gefahr bewußt wurde und überlegte, was mitzunehmen sei, blieb ihm für die Antwort keine Zeit, da das Schiff sich nun nicht mehr aufzurichten vermochte und die ersten Wellen bereits durch das Bullauge der Kabine eindrangen.

Auch Dick verließ die Kabine und kämpfte sich den Weg zum Oberdeck frei. Es war früher Morgen und die Sonne war gerade aufgegangen. Als er den Kapitän mit einigen Matrosen sah, wie diese ein Rettungsboot klarmachen wollten, stürzte er auf sie zu: »Was ist geschehen?«

»Machen Sie sich keine Gedanken darüber, was passiert ist, sondern was passieren wird, wenn Sie nicht schnellstens das Schiff verlassen«, entgegnete ihm hastig der Kapitän. Dick wollte sich mit dieser Auskunft nicht zufrieden geben und blieb hartnäckig. »Wir mußten den Kurs ändern. Dann

haben wir vermutlich ein Riff gerammt, das unsere ganze Steuerbordseite aufgerissen hat. Und jetzt sinken wir. So einfach ist das!«

»Wann kommt Hilfe?«

»Hilfe? Zweihundert Seemeilen von der nächsten Schiffahrtsroute und der nächsten Insel entfernt? Woher soll's ich wissen? Springen Sie! Gott mit Ihnen!«

Dick wußte nicht, was zu tun war. Chester war nirgends zu sehen; und sie auch nicht. Also sprang er. Im ersten Augenblick war das Wasser nur naß. Das Unbehagen, im Wasser zu sein, hielt sich die Waage mit dem Gefühl, endlich vom sinkenden Schiff zu sein. Ohne sich umzudrehen, schwamm Dick fort. Die Richtung war völlig gleichgültig, obgleich er auch nirgends wohin hätte schwimmen brauchen. Aber die Ungewißheit war stärker als die Gewißheit. Also schwamm er.

Ein dumpfer Knall durchbrach das Jammern der in einiger Entfernung um ihr Leben kämpfenden Schiffbrüchigen: Der Dampfkessel war explodiert und hatte die ›Princess of Wales‹ in tausend Stücke zerrissen. Innerhalb weniger Augenblicke war aus dem einst so stolzen Schiff nur noch ein Häufchen Elend übrig geblieben. Die Überreste wurden durch die mächtige Explosion im weiten Umkreis des Unglücks verstreut.

Dick steuerte auf eine Planke zu. Als er näher kam, war sie kaum mehr als einen Meter im Quadrat groß und schwamm mehr unterhalb als oberhalb der Wasseroberfläche. Sie mußte ihn tragen. Er klammerte sich fest um sie und holte zum ersten Mal wieder richtig Luft. Als er sich in die Richtung umblickte, aus der er glaubte gekommen zu sein, war da nichts außer der weiten See. Die Strömung hatte die Schiffbrüchigen weit auseinandergetrieben. Dick rief sich die Worte des Kapitäns ins Gedächtnis zurück und

schloß die Augen. Weit und breit war nichts und niemand zu sehen.

Mehr und mehr spürte Dick, wie ihn die Kraft verließ. Ein Glauben oder gar Hoffen an eine Rettung schien jenseits seiner Vorstellungskraft zu liegen. Der ständige, leise Wellenschlag versetzte ihn in Lethargie, weshalb er auch zunächst die schwachen Rufe nicht wahrnahm. Das Näherkommen der unerwarteten Laute ließen sein Bewußtsein wieder erwachen. Er blickte sich um und sah einen Menschen in einiger Entfernung auf ihn zuschwimmen. In der Freude, eine menschliche Seele in seiner Nähe zu haben, versuchte Dick sich an der Planke hochzuziehen. Die Planke gab nach und es gelang ihm nicht, sich auf der Planke niederzulassen. Einen Zweiten wird sie gerade noch halten können, hoffte Dick insgeheim.

Dick steuerte nun seinerseits auf den anderen zu, um ihm Mühen abzunehmen. Als sich die beiden Schiffbrüchigen auf dreißig Meter näher kamen, erkannte Dick voller Freude den anderen: Es war sein Bruder. Er winkte ihm zu, vergessen war aller Haß. Dick beschleunigte sein Tun. Gelegentlich blickte er in Chesters Richtung, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Er hörte, wie sein Name gerufen wurde. Warum sollte Chester ihn rufen? Er solle sich seine Kraft lieber sparen, wollte Dick ihm zurufen. Die Rufe hörten aber nicht auf. Dick wurde unruhig. Würde er wieder zu spät kommen? Ohne Grund blickte er sich um, als spürte er die Anwesenheit eines weiteren Menschen – und erschrak: Kaum zwanzig Meter hinter ihm schwamm noch ein Mensch um sein Leben. Es bereitete ihm auch keine Schwierigkeiten, zu erkennen, wer es war: sie.

Sie schlug heftigst mit den Armen um sich, so lange, bis sie mit dem Kopf unter Wasser kam und sich jedes Mal

nur mit Mühe wieder an die Oberfläche zurückkämpfte. Dick verfiel in Untätigkeit. Während sich sein Körper nur noch an der Planke festhielt und den Dingen ihren Lauf überließ, arbeitete sein Schädel auf Hochtouren, diese Rechenaufgabe zu lösen: Drei Menschen und zwei Chancen zum Leben. ›Einer würde er sein, das sei klar‹, dachte er sich im ersten Augenblick. Wer darf der andere sein? Dick verspürte ein Gefühl, wie Gott zu sein, Herr über Leben und Tod. Doch quälte ihn der Zwang der Entscheidung. Sollte er den Zufall entscheiden lassen? Wer ist zuerst bei der Planke?

Dick sah zu seinem Bruder hinüber. Er verstand sich mit ihm ausgezeichnet; Chester arbeitete praktisch auch für ihn. Sein Leben galt es zu erhalten, um sie beide vor den Machenschaften dieses Irgendjemand zu schützen. Kommt Chester um, so ist auch er dem Untergang geweiht, steht vor dem Nichts.

›Oder vielleicht doch nicht?‹

Würde er das Leben der Tochter retten, die über alles geliebte Tochter, dann verschonte der Vater vielleicht ihr Kontor, vielleicht gäbe es auch eine Hochzeit mit ihr, Teilhaber, Nachfolger? Aber alles ohne seinen Bruder!

Beide kamen näher. Schlagartig fiel Dick der gestrige Abend ein, diese Heimlichtuerei zwischen Chester und ihr. Den Tod hatte er seinem Bruder gewünscht. Und so nahe war der nun.

Aber wie er sich auch entscheiden wollte, die Lösung gefiel ihm nicht, er wollte nicht mehr wie Gott sein.

Und Dick tauchte unter.

Es grenzt beinahe an ein Wunder, daß ich diese Geschichte erzählen kann! Die Errettung aus dieser Gefahr ist mir noch immer unbegreiflich.

Zuerst erinnere ich mich noch daran, daß ich den Drang verspürte zu laufen, eigentlich zu flüchten. Die späten Morgenstunden bereits waren schon seit längerem unerträglich heiß und die Luft schwanger von Wasser. Jedes Kleidungsstück war gierig wie ein Schwamm und von Schweiß getränkt. Erst bemerkte ich nur das Kullern kleiner Wassertropfen aus dem Haaransatz und versuchte sie wegzuwischen, was ich aber bald wieder aufgab, da es mich sonst die Zeit des ganzen Tages gekostet hätte: Mal lief es vorne in die Augen hinein, die dann durch das Salzige in meinen Ausdünstungen zu brennen begannen, dann in die Nase und schließlich in den Mund. Dort wirkte es im ersten Moment ›aromatisch‹, ekelte mich aber dann doch an. Mal lief es auch rückwärts den Hals hinunter, ließ sich kaum vom Kragen aufhalten, stürzte dann wasserfallartig den Rücken hinab und ..., weiter will ich es eigentlich nicht schildern.

Wie es da so auf meiner Haut kondensierte, erzeugte es für einen kurzen Augenblick zumindest den Glauben an eine Kühlung. Ein kleiner Hauch, eine kurze Luftbewegung strich sanft über meine Haut.

So kauerte ich in mich versunken, in der Hocke sitzend und an eine Palme am Rande des Dschungels lehnend, und sinnierte über den Zweck meiner hiesigen Anwesenheit.

Eigentlich war es kein unüblicher Auftrag, einen wilden und freilebenden Tiger zu fangen. Nur sollte er bei der Gefangennahme keinerlei Schaden nehmen oder Gewalt ausgesetzt werden; schon der Einsatz eines Betäubungsgewehrs war unstatthaft. Mein Auftraggeber war ein leidenschaftlicher Tierfreund, mußte unbedingt einen Tiger sein eigen nennen; er konnte doch wohl nicht ernstlich glauben, daß sich mein Tiger mit einer Einladungskarte würde fangen lassen oder ich ihn einfach bei der Hand respektive Tatze nehmen könnte.

Unter diesen Vorgaben war das einzig geeignete Mittel: Netze; sie waren leicht und ohne größere körperliche Anstrengung anzubringen, gut zu tarnen und der Tiger wäre gleich halbwegs ordentlich für die Verschiffung ›verpackt‹, sobald er sich von seiner Gefangennahme erholt hätte. So verteilte ich rund zwanzig Netze in einigem Umkreis um meine kleine Zeltstatt, nachdem ich glaubte, seine Pfade entdeckt zu haben. Ein klein wenig fühlte ich mich dann auch sicherer; gleichwohl hatte ich im Lager immer ein Gewehr zur Hand. Sollte es irgendwann einmal heißen: Er oder ich, wäre ich derjenige gewesen, welcher …

So ging ich dann eben jeden Morgen zunächst alle Netze ab, prüfte ihre Tarnung und hin und wieder auch, ob sie noch ihre Aufgabe erfüllen würden. Die feuchte und schwülwarme Luft, der gelegentliche, dann aber heftige Regen, griffen die Seile der Netze an und ließen Moder ansetzen. Die Runde war jedesmal abenteuerlich und letztlich auch gefährlich: Meine Tarnung der Netze war derart gut, daß ich manchmal Angst hatte, mich selbst in ihnen verfangen zu können. Die Angst, verhungern oder verdursten zu müssen, bestand eigentlich nicht, da ich dann vermutlich selbst zur Beute

anderer geworden wäre. Deshalb tastete ich mich regelmäßig nur sehr vorsichtig durch das Dickicht des Dschungels. Jedes unerwartete Knistern ließ meinen Fuß wie zu Stein erstarrt am Boden festkleben in der Hoffnung, notfalls ihn noch wieder wegreißen zu können, bevor das Netz mich in die Höhe reißen würde. Ich starrte dann in die Luft, um eines meiner Netze zu erkennen und war dann doch erleichtert, daß es etwas anderes war, was mich erschreckte.

Damit verging üblicherweise ein Teil des Vormittags. Die letzten Netze waren am Rande des Dschungels zum Strand: ein fast schneeweißer Strand mit glühend heißem Sand, als würde flüssige Lava unter ihm fließen, unberührt von jeder Zivilisation, und eine willkommene Einladung zu einem kurzen und erfrischenden Bad. Wie regelmäßig riß ich mir auch heute die Kleider vom Leib, rannte ins Meer hinein und wieder hinaus, zog meine Kleider wieder an und kauerte nun an eben jener Palme.

Die brütend heiße Sonne hatte in der Zwischenzeit meine Kleidung vom Schweiß getrocknet; sie fühlte sich schon fast wie dünne Pappe an. Haut und Haare meines Körpers waren auch schnell wieder durch die Glut getrocknet, so daß ich mich ein wenig erfrischt fühlen konnte. Doch schon bald war auch dieses Glück wieder vorbei und die ersten Schweißperlen rannen an mir herunter. Kurze, kühle Schübe lösten sich mit dem Unbehagen des Schwitzens ab. Ohne daß ich es im ersten Moment als solches bemerkt hätte, spürte ich eine unerwartete Kühle in meinem Nacken. Mein erster Blick verschwand in den Wipfeln der Palmen, um einen Windstoß vom Meer zu registrieren; aber von dort kam sie nicht. Langsam faßte ich mit einer Hand in meinen Nacken, da ich glaubte, Ströme von Schweiß würden an mir

herunterlaufen müssen. Aber auch dem war nicht so. Mit der Hand im Nacken hörte dann auch noch schlagartig die Kühle auf. Ein erst leichtes und rhythmisches Hecheln oder Keuchen, Lechzen oder Schnaufen – ich will und kann mich da jetzt nicht mehr festlegen – zog hinter mir auf. Warum hatte ich es bisher nicht gehört? Wenn es ein Tier war, warum dann kein Knarzen, Knistern oder … Es war letztlich gleichgültig, denn es klang nicht beruhigend: Es wurde lauter, hektischer, ungleichmäßiger und schien immer näher zu kommen.

Mit der Hand im Nacken versuchte ich, mich vorsichtig umzudrehen. Da ich jedoch ansonsten meine Position nicht veränderte, lief ich Gefahr, aus dem Gleichgewicht zu geraten, kippte auch beinahe um und nahm dann doch die andere Hand zur Hilfe, um mich ein wenig am Stamm der Palme abzustützen. Ich witterte eine Gefahr. Schwitzte ich nicht bereits vor Hitze genug, so schossen nun auch noch Angstperlen aus allen meinen Poren. Und endlich war es soweit: Ich konnte endlich in die Richtung sehen, aus der alles zu kommen schien … und nichts! Nichts als nackter, grüner Urwald.

Erleichtert und gleichzeitig doch besorgt, nun endlich einen Sonnenstich erlitten zu haben, stand ich endgültig auf, als das starke Brechen eines am Boden liegenden Astes, wohl kaum zehn Meter von mir entfernt, meinen Herzschlag losgallopieren ließ. Angestrengt sah ich in die Richtung und reckte meinen Hals in alle Lagen: Die vielen Farben und Formen des Dschungels, die vielen Blätter, Pflanzen und Bäume ließen kaum eine Struktur von irgendwas erkennen, bis ein kurzes, rotes Blitzen alle meine Hoffnungen auf einen Tagtraum zerschlug: Er war gekommen, mein Tiger.

Seine roten Augen leuchteten kurz auf, als Sonnenstrahlen durch den dichten Dschungel trafen und sich in seinen Augen fokusierten. Wie versteinert stand ich da, wo ich jetzt nicht mehr sein wollte, wo ich nicht mehr hätte sein dürfen ..., und das Lager war gut zweihundert Meter entfernt. Bekanntlich ist in solchen Situationen guter Rat teuer: zurücklaufen, krabbeln, rennen, kriechen? – gleichgültig was ich vorhätte, er wäre immer schneller. Die Palme hoch? Nein, ich war doch kein Affe. Stehenbleiben schien im Augenblick das beste zu sein. Wenn er sich nicht bewegen würde, ich würde es auch nicht tun.

Aber lange brauchte ich mir darüber keine Gedanken mehr zu machen, denn er begann, langsam auf mich zuzugehen. Es war beängstigend: Er setzte eine Tatze vor die andere, als würde er auf einem schmalen Brett schreiten. Der Kopf war leicht gesenkt und bildete mit seinem Rückgrat eine Gerade. Kein Imponiergehabe wie ein Löwe, aber doch gewahr, wer der Stärkere ist. Nun aber war die Wahl meines weiteren Verhaltens getroffen: Langsam setzte ich einen Schritt nach dem anderen nach hinten und versuchte, die gleiche Fahrt wie er aufzunehmen. Schon kurze Zeit später hatte ich seinen Takt übernommen und wir bewegten uns im Stile eines ›pas de deux‹, Aug' in Aug'.

Ich versuchte, den Weg zurück zum Lager zu finden. Es wäre schwer genug gewesen, vorwärts den Weg zu finden; sieht doch der Dschungel jeden Tag anders aus und läßt kein Wiedererkennen zu. Rückwärts schien mir der Weg zum Lager beinahe aussichtslos. Aber was blieb mir anderes übrig? Als ich dann so einen Schritt nach dem anderen zurücklegte, ließ mich ein kurzes Knacken unter meinen Schuhsohlen an eine neue Gefahr erinnern: Auf dem

Rückweg müßten sich mindestens zwei meiner Fallen befinden. Verfinge ich mich in einer, wäre mein Schicksal besiegelt! Während ich mich so mit meinen neuen Gefahren beschäftigte, verschwand mehr und mehr die eigentliche Gefahr aus meinem Sinn, brachte sich aber schnell wieder in Erinnerung, als ich bemerkte, daß der Tiger seine Schritte beschleunigte. Er war inzwischen so schnell geworden, daß ein sicheres Rückwärtsgehen, selbst ohne Fallen, kaum mehr möglich war. Also entschied ich mich – so unauffällig wie möglich – zur Hälfte um meine eigene Achse zu drehen und mich, nunmehr vorwärts gewandt, in Richtung des Lagers davonzuschleichen. Ich erwischte mich, wie ich mich wie auf leisen Sohlen bewegte, als wollte ich nicht, daß er es bemerkte. Ein kurzer Blick nach hinten in die mich längst fixierenden Augen des Tigers aber brachten mich nur zu der neuen Einschätzung, daß er den Abstand zu mir nochmals verkürzt hatte. Nun beschleunigte auch ich mein Tempo, um den alten Abstand wieder herzustellen. Die Nähe zu ihm ließ mich nun nicht nur seinen heißen und wohl auch hungrigen Atem spüren; ich glaubte mittlerweile auch, das Spiel seiner Muskeln, die Geschmeidigkeit seines Gangs zu hören.

Mit einem Male schoß mir ein Gedanke in den Kopf, den ich bei all der Angst überhaupt nicht in Erwägung zog, weil ich ihn nicht für möglich hielt: War er etwa gar nicht hungrig, sondern wollte er – vorher oder überhaupt nur – mit mir spielen? Erfreute er sich etwa an meiner Angst? Ich konnte mir diese menschlichen Züge bei einem Tier nicht vorstellen, kam aber eigentlich zu keinem anderen Schluß, weil er mich schon lange, vielleicht schon seitdem ich auf der Jagd nach ihm war, mich hätte ›erlegen‹ können. Um das herauszubekommen – immerhin hätte das eine Chance bedeutet,

das Lager vielleicht heil zu erreichen –, lief ich immer schneller, schlug Haken, wedelte mit den Armen, hüpfte hier und da. Ich dachte mir nur, wenn er jetzt nicht zuschlägt, dann hat er keinen Hunger, und wenn es dann damit vorbei wäre, wäre es zumindest endlich vorbei.

Aber nichts geschah! Ich hörte nur, daß er noch immer hinter mir war und vielleicht doch einen ›Respekt‹-Abstand einhielt. Die Konsequenz meiner ›Taktik‹ war jedoch, daß der Weg zurück zum Lager immer länger wurde und durch Gebiete führte, die ich nicht kannte; zumindest jedoch nicht aus der Richtung, aus der ich jetzt kam.

Meine Besorgnis wuchs dann auch schlagartig an, als ich allein durch das näher und näher kommende Knacken von Ästen auch ein Herannahen der großen Gefahr verspürte. In mir machte sich die Befürchtung breit, er könne doch so langsam zum Schlußspurt ansetzen. Als ich dann aber in einer Entfernung von rund fünfzig Metern mein Zelt und das an diesem lehnende Gewehr sah, kam unerwartet Mut, vielleicht der Mut der Verzweiflung, in mir auf. Hinzu kam noch, daß der Weg zu meiner Lagerstatt nun kaum mehr von Bäumen umringt war, sondern eine kleine Lichtung bildete. Ich nahm also meinen ganzen Mut zusammen, mobilisierte die letzten Kräfte und rannte los. Näher und näher kam ich dem Lager. Wenn nun auch wahrscheinlich diese Jagd zu meinen Gunsten ausgehen würde und ich nun, was mir letztlich auch leid getan hätte, den Tiger töten müßte, so würde doch auch endlich diese bohrende Angst vorbei sein.

In dem Glauben, nichts könne noch passieren, bräuchte ich doch für meine Fallen Bäume in der Nähe, vernahm ich durch meine Schritte plötzlich ein unerwartet lautes Knak-

ken, obwohl ich keine Äste am Boden gesehen hatte, spürte nur noch, wie es abwärts ging, und mich eine große Dunkelheit umfing.

Nach Stunden wohl wachte ich auf. Es war dunkel geworden. Nicht aber das Dunkel der Nacht umfing mich, sondern das Dunkel einer Grube. Ich erwachte in einem feuchten Morast, das Gesicht und auch der ganze übrige Körper verdreckt; ein wenig Grundwasser hatte sich in der Grube gesammelt und ließ mich wie ein besudeltes Schwein aussehen. Langsam und unter Schmerzen zog ich mich hoch und blickte mich um. Mein Gefängnis war rund fünf Meter im Quadrat und – was vermutlich das Schlimmere war – mehr als drei Meter tief. Irgend jemand hatte sich tatsächlich die Mühe gemacht, vermutlich zur Jagd eine derartige Grube als Falle auszuheben; vermutlich eben auch zur Tigerjagd. Während ich mich umblickte, tastete ich vorsichtig meinen Körper ab: Außer ein paar blauen Flecken schien ich mir nichts Ernsthaftes zugezogen zu haben; gleichwohl taten auch diese höllisch weh. Bevor ich mir nun Gedanken über meine weitere ›Flucht‹ machen würde, trank ich einen kleinen Schluck des Wassers, spie es aber als ungenießbar wieder aus und wusch mir wenigstens so gut es ging den Dreck vom Körper. Nach einiger Zeit sah ich schon fast wieder wie ein Mensch aus.

Nun war es auch soweit, daß ich meinen ›Ausstieg‹ aus der Grube planen wollte. Ich schritt die Wände ab, um eine geeignete Stelle zu finden. An einigen Stellen hingen Reste von Wurzeln herab. Diese gaben aber bereits nach kurzem Zug an ihnen gnadenlos nach, so daß ich beinahe rücklings wieder in den Morast zurückgefallen wäre. Ein direktes Hochklettern schien gleichfalls keinen Erfolg zu haben:

Entweder waren die Wände derart von Wasser durchtränkt, daß sie glatt wie Rutschbahnen waren und keinen Halt zuließen oder aber sie waren staubtrocken, so daß sie bei jedem Griff zu Staub zerbröselten. Als weitere Maßnahme entschloß ich mich, es mit dem Schlagen von Stufen zu versuchen. Ein in Form eines Faustkeils liegender Stein sollte mir dabei behilflich sein. Die ersten zwei Stufen, die ich in die trockene Erde schlug, waren sehr erfolgversprechend, so daß ich mich anstrengte, die weiteren bis zu einer Höhe von anderthalb Metern herauszuschlagen; dort dann angelangt, würde ich mich aus dem Rest der Grube selbst herausziehen. Nach schon kurzer Zeit war ich damit fertig und setzte endlich an, mein Verließ wieder zu verlassen. Die ersten Schritte liefen dann auch wie von selbst. Als ich bei den letzten Stufen war, verlangsamte ich das Tempo wieder in der Hoffnung, mit meinen Armen die Oberfläche erreichen zu können und dort festen Halt zu finden. Ich hatte aber kaum die Hand in Höhe der Grubenöffnung, als ich einen schwachen Hauch an der Hand verspürte und noch bevor ich es erahnen konnte, unter einem irrsinnigen Schmerz aufschrie, das Gleichgewicht verlor und rücklings wieder in den Morast stürzte. Dort, auf dem Rücken liegend, sah ich dann auch den Grund für meinen jähen Absturz: Direkt oberhalb meiner geplanten Ausstiegsstelle hatte sich der Tiger niedergelassen und wohl nur auf diesen Augenblick gewartet. Mit einem mächtigen Prankenhieb gab er mir zu verstehen, daß er mich weiterhin in der Grube sehen wolle. Meine Hand blutete verletzt durch mehrere Striemen der ausgefahrenen Krallen; ich war fürs erste außer Gefecht gesetzt.

Mit der Zeit – ich hatte inzwischen meine Hand notdürftig verbunden – war es dunkel und vor allem kühl geworden.

Meine ständig durchnäßte Kleidung wurde nun nicht mehr so einfach trocken, und ich begann zu frieren. Die einbrechende Kühle verriet denn auch das Versteck des Tigers, indem sie seinen Atem zu Nebel werden ließ. Es war im Dschungel mittlerweile auch deutlich stiller geworden, so daß ich manchmal glaubte, das Herz des Tigers schlagen zu hören; vielmehr aber war es mein eigener Herzschlag, der angesichts der schon beinahe aussichtslosen Situation sich nicht wieder beruhigen wollte.

Mit einem Male erhob sich der Schatten des Tigers im Mondlicht und seine Schritte verschwanden im Dickicht des Dschungels. Ich wähnte mich schon als Sieger in diesem doch ungleichen Kampf, stand wieder auf, um die Stelle meines ersten Aufstiegs zu finden. Ich war aber kaum dort angekommen, als ich in kurzer Entfernung außerhalb der Grube ein sehr eigenartiges Geräusch vernahm. Ich hatte keine rechte Vorstellung, wie sich dieses Geräusch ergeben sollte. Es trat kontinuierlich auf, war dann immer gleichmäßig und erinnerte mich am ehesten an das Mahlen einer Mühle. Die wildesten Überlegungen und Spekulationen machten sich in mir breit. Ich vermutete, daß der Tiger anfing, Rinde von Bäumen abzubeißen, um diese dann zu fressen: Hatte er sich doch zunächst ein besseres Mahl versprochen und hatte ich mich doch auf diese Weise von seinem ›Speiseplan‹ geschlichen. Er schien seine Situation erkannt zu haben; vor allem aber, daß er selbst nicht in die Grube hinabspringen sollte, wenn ich auch doch vermutlich im weiten Umkreis die schmackhafteste Beute sein würde: Es wäre nur ein kurzfristiger Vorteil. Und irgendwann müßte ja auch ich wieder Nahrung zu mir nehmen und die Grube verlassen.

So vergingen dann Stunde um Stunde. Das Mahlen schien kein Ende zu haben, als es dann doch plötzlich jählings

beendet war. Da auch inzwischen der Mond wieder gegangen war, und es nahezu stockdunkel geworden war, konnte ich keinen Grund für das Ende erkennen. Dafür wurde es von Sekunde zu Sekunde lauter, Unmengen von Ästen schienen zu Boden zu gehen oder an anderen vorbeizuschleifen. Intuitiv lief ich im Morast in die Richtung, aus der der Lärm zu kommen schien. Ich tat, was sich dann am anderen Morgen auch bestätigen sollte, das einzig richtige: Der Tiger hatte, mit welchem Hintergrund auch immer, solange an der Rinde eines Baumes gebissen, bis dieser seinen Halt verlor, umkippte, und mit seiner Spitze nun in die Grube gestürzt war. Als ich diesen Wink des Himmels erkannt hatte und damit endlich eine Fluchtmöglichkeit sah, lief ich zur Spitze des nun in die Grube ragenden Baumes, um mich dort hoch- und aus der Grube herauszuhangeln. Ich nahm aber sehr schnell wieder Abstand von dieser Idee, als ich sah, daß auch der Tiger Kenntnis von der neuen Situation und damit auch eine Möglichkeit hatte, mehr oder weniger gefahrlos in die Grube herabzusteigen. Er hatte bereits die vorderen Pranken auf den Baumstamm gestellt und mit einem gierigen, erschreckend hungrigen Blick mich ins Auge genommen, als mir die rettende Idee kam, nach besten Kräften den Baum um seine neue eigene Achse hin und her zu drehen. Die Idee hatte dann auch nicht ihre Wirkung verfehlt und der Tiger nahm, erschrocken von dem nicht festen Boden unter seinen Pranken, Abstand von seinem weiteren Tun und verschwand aus meinem Blickfeld.

Dies war meine Chance: Ich wollte nicht abwarten, bis sein Hunger wieder größer als seine Angst werden würde, und schlich mich wieder zur Spitze des Baumes. Leicht wie eine Katze, zog ich mich von Ast zu Ast höher hinauf. Ich war schon fast oben, als mit einem Male von irgendeiner Seite –

ich hätte geschworen, es wären Schritte gewesen – deutliche Geräusche zu hören waren. Aber es konnte eigentlich nur der Tiger sein; vermutlich sah er mich und wollte nun endlich seine langersehnte Beute erlegen. Ich war starr vor Entsetzen, als die Geräusche nur wenige Meter hinter mir auftauchten und plötzlich verstummten. So stellte ich mir vor, müßte es jemandem ergehen, der mit verbundenen Augen vor einem Erschießungskommando steht, gerade der letzte Trommelwirbel verstummt, und die Salve, die den Delinquenten vom Leben in den Tod befördern würde, nur noch einen Augenschlag weit entfernt war. Ich schloß die Augen.

»Was machen Sie denn da?« Ich hatte mit allem gerechnet, aber nicht mehr mit einer menschlichen Stimme. Es mußte schon die Stimme eines, wenn auch verärgerten Engels gewesen sein; glücklicherweise, so dachte ich, ist mein Tod schnell und schmerzlos gewesen.

»Warten Sie, ich helfe Ihnen!« Ich blickte nicht hoch, sondern bemerkte erst jetzt, daß ich mich noch immer an den Stamm klammerte. Mit ein wenig Enttäuschung mußte ich jetzt auch feststellen, daß ich noch gar nicht im Himmel gewesen sein konnte. Zwei Hände faßten mich unter den Armen und zogen mich mit größter Kraft hoch. Eine derartige Kraftanstrengung schien auch notwendig zu sein, da ich mich gegen meine ›Befreiung‹ heftig wehrte, letztlich dann aber verlor.

»Haben Sie Mephisto gesehen?« Ich verstand nicht und zeigte dies auch deutlich meinem Gegenüber. »Unseren Tiger? Mephisto ist unser Königstiger, die Attraktion schlechthin, weil er so zutraulich ist.« Ich antwortete ihm nicht, so unglaublich war die Anwesenheit eines anderen Menschen hier für mich, so unglaublich schien mir die Harmlosigkeit des mich seit Stunden belagernden Tigers zu

sein. Aber kaum war der vermeintliche Name des Tigers ein zweites Mal gefallen, als sich dieser aus dem nahen Dickicht löste und zielstrebig auf uns zulief. Ich wollte schon wieder das Weite suchen und diesmal freiwillig in die Grube springen.

»Sie müssen keine Angst haben, er tut Ihnen nichts!« sollte beruhigend auf mich wirken. Und als ob der Tiger den Ausspruch verstanden hätte, kam er nun direkt auf mich zu, schmiegte sich wie eine Siamkatze an mich und, ohne den Kopf merklich zu bewegen, zog er seine Augen herauf, blickte mir tief in die meinigen und schien sich für die mir beigebrachten Ängste entschuldigen zu wollen. Ein wenig verzog sich meine Angst und vorsichtig wollte ich ihm zum Zeichen meiner Versöhnung die Hand auf den Kopf legen.

»Das würde ich lieber lassen«, kam es wie aus der Pistole geschossen aus meinem Gegenüber heraus. Er streckte mir den Stumpf seines linken Unterarms entgegen: »Das ist die Erinnerung an unsere erste Begegnung.« Schlagartig zog ich meine Hand wieder an mich und ein kurzer und scharfer Blick des Tigers, ein Schlag mit seinen Augen, verdeutlichte mir, daß ich recht daran getan hatte.

Ohne daß ich noch die Einzelheiten dieses Duos, das sich wohl schon länger vermißt hatte, erfahren hätte, ohne daß ich auch nur ein Wort selbst mit diesem Menschen gewechselt hätte, der letztlich mein Leben gerettet hatte, marschierte das ungleiche Paar von dannen und verschwand irgendwo in der Tiefe des Dschungels.

Thomas Malorny

wurde am 7. Juni 1964 in München geboren.

Er studierte Jura, weil er eine Leidenschaft hatte für den Kampf gegen jedwedes Unrecht, wo immer es ihm begegnete. Er liebte diesen Beruf nicht zuletzt auch, weil er die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit zu analytischer Auseinandersetzung mit Sachverhalten, unterschiedlichen Aussagen und Meinungen, sowie deren verständliche verbale Darstellung einschließt.

Thomas hat beruflich ungezählte Seiten beschrieben mit Notizen, Briefen und Schriftsätzen. Er hat aber dennoch Zeit gefunden für erzählerische und poetische Schriften, aus denen er gerne vorlas.

Zehn seiner Novellen widmete und schenkte er seiner Mutter zum sechzigsten Geburtstag in Form dieses liebevoll gestalteten Büchleins, das hier original wiedergegeben ist.

In der Mitte seines Lebens und erfüllt mit Zukunftsplänen und Zukunftsträumen starb er plötzlich am Abend des 11. Mai 2010 in Wetter an der Ruhr.

Dieses Büchlein darf unter der Creative Commons Lizenz BY-NC-ND 2.0 genutzt werden.